

*Prof. Langen*

# DÜSSELDORFER MONATHEFTE

mit Illustrationen von

Andr. u. Osw. Achenbach. Beckmann. Camphausen. J. Fay.  
Fikentscher. Flamm. D. Günther. Heß. Hübner. Lachenwitz.  
Meyer. Reinhardt. Chr. Reimers. Scheuren. Schrödter. Son-  
derland. Süs. Ch. und Fr. Schlesinger. Schmitz. Bantier.  
Wieschebrink. A. v. Wille u. m. A.

Redigirt von der Verlagsbandlung.

---

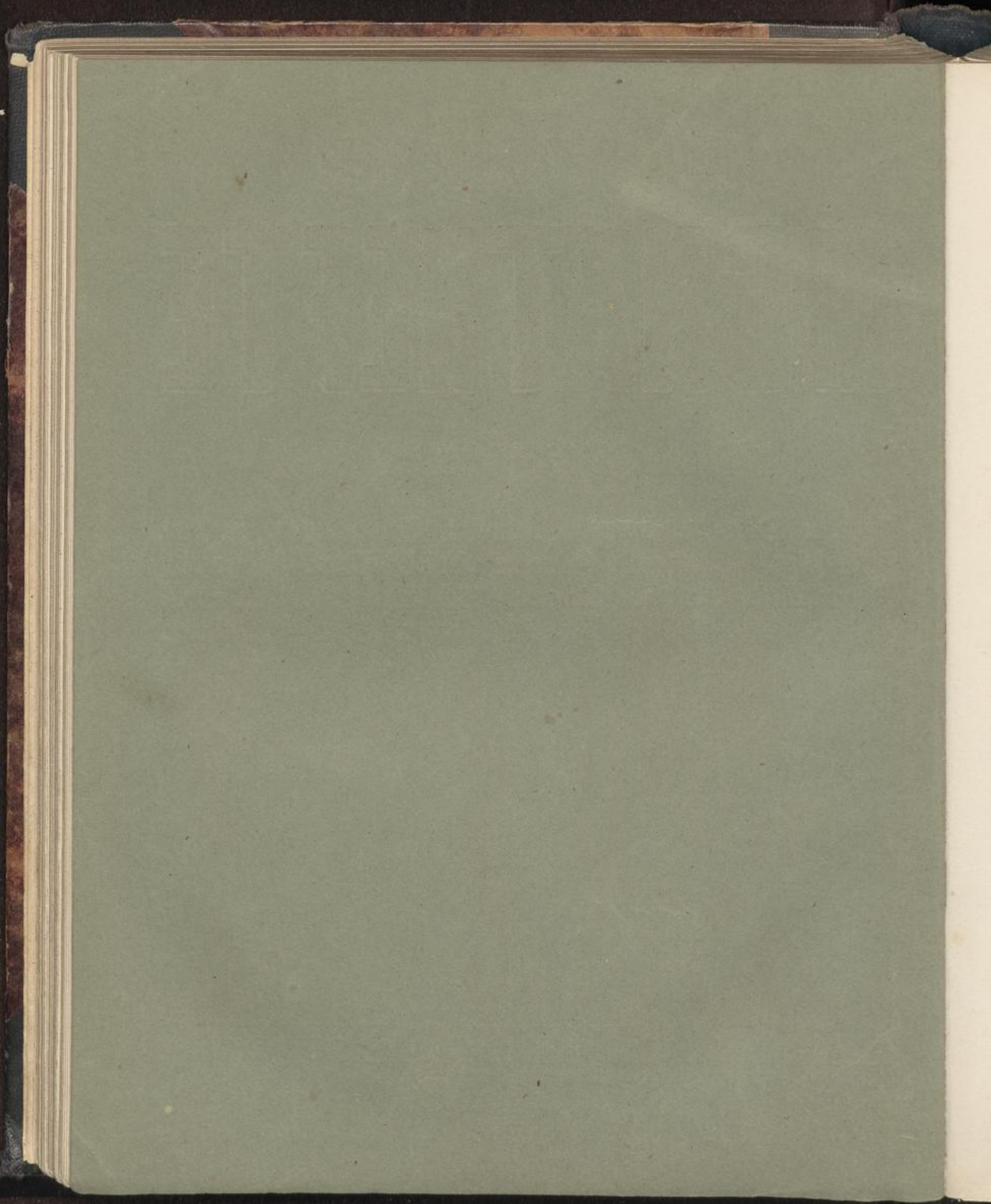
XII. BAND.

VII. HEFT.

---

Druck und Verlag von Levy Elkan, Bäumer & Comp. in Düsseldorf  
(vormals ARNZ & COMP.)

1859.



## Die kleine Veronika.

Novelle von Wolfgang Müller von Königswinter.

### I.

Wer sich in der großen Stadt der Lebendigen, dem schönen glänzenden Paris für einige Zeit aufhält, der versäumt es sicherlich nicht, seine große Stadt der Todten, den schönen glänzenden Friedhof Pere Lachaise zu besuchen. Es ist einer der schönsten Friedhöfe der Welt und steht in allen Reisehandbüchern als eine Hauptmerkwürdigkeit der französischen Hauptstadt bezeichnet. Der sanfte Hügel, an dem er sich erhebt, gewährt einen wundervollen Ausblick auf die riesig ausgebreiteten Straßenreihen, über denen sich die Thürme der Kirchen, die Siebel der Paläste und zahllose historische Denkmäler in blauem Dunst erheben. Aus der Ferne klingen die Töne des Lebens wie das Rauschen eines fernen lebendigen Meeres an das Ohr. Ringsum aber herrscht tiefer Grabesfrieden. Selbst die Wanderer, die den ersten Ort besuchen, schreiten andächtig und gehalten zwischen den zahllosen Reihen der Leichensteine und Denkmale dahin, welche die Ueberlebenden ihren Geschiedenen in liebevollem Andenken gesetzt haben und flüstern nur in leisen Worten. Diese Stätten sind ja heilig. Sprossen aus allen Stämmen haben hier ihre Todten begraben, Christen, Juden, Mohamedaner, Indier. Welch ein Gewirr von Geräuschzeichen in den mannigfaltigsten Stylarten! Freilich hat die Verschiedenheit des Geschmacks hier allerlei Absonderlichkeiten zu Tage gefördert, aber auch das künstlerisch gebildete seine Auge wird manche Male finden, an denen der Geist sich erfreut und an denen das Herz sich erhebt. Noch eindringlicher aber macht sich der Gedanke geltend, daß in diesem Boden ein Theil der besten Söhne Frankreichs den ewigen Schlaf schläft, denn hier ruhen eine Menge seiner tapfersten Krieger, seiner klügsten Staatsmänner, seiner weisesten Gelehrten und seiner feinsten Dichter, Bildner und Musiker. Paris ist eben der Mittelpunkt für Frankreichs größte Lebende, der Pere Lachaise ist es für seine größten Todten.

An einem trüben Februartage des Jahres 1842 schritt dort ein junger Mann durch die Reihen der letzten Wohnungen. Die Luft war still und schwer. Auf der Stadt lag ein leiser Flor, die Rauchsäulen vermochten sich nicht empor zu heben. Im Westen neigte sich die Sonne dem Horizonte zu und färbte die Luft mit schwerer Röthe. Ein leiser Schnee war in der letzten Nacht gefallen und hing in leichten Flocken an den Cypressen, dem Erheu und Immergrün, welche die Gräber umstanden oder umrankten. Es war eine traurige Stimmung, die wunderbar zu dem Orte paßte. Der junge Mann ging die Gänge auf und ab und hielt hier und dort

an einem Stein, auf den er den Namen eines berühmten Mannes fand. Wie manches Denkmal sah er kalt und verlassen, wie manches mit dem Zeichen frischer Liebe geschmückt! Dort hatte meistens der Verstand den Ruhm, hier hatte das Gemüth ihn geschaffen. Die Herzen, welche durch echtes menschliches Empfinden ausgezeichnet gewesen waren, wurden noch nach langen Jahren des Heimgehens durch Immortellenkränze geschmückt.

Der begegnenden Leute, welche entweder ein Besuch ihrer Todten oder die Neugierde herbeigeführt, hatte der Wanderer wenig Acht, denn er besah unter den Bewohnern der Stadt, welche nach Millionen und hunderttausenden zählt, wenig Bekannte. Da begrüßte ihn plötzlich eine bekannte Stimme in gutem Deutsch: Nun, Wilfried, auch Sie auf dem Pere Lachaise und so einsam?

Ich liebe die Kirchhöfe allein zu besuchen, antwortete der junge Mann, überhaupt aber mag ich die Führer mit ihrer Schwatzhaftigkeit nicht leiden. Freilich habe ich diesmal Unrecht gethan, denn ich suche das Grab Ludwig Börnes und kann es nicht finden. Diese Ruhestätten haben eine viel größere Ausdehnung, als ich dachte.

So gehen Sie mit mir, denn ich weiß die Stelle wo wir ihn begraben haben, sprach der Andere. Er war wie ich ein deutscher Flüchtling. Wir haben ihm alle die letzte Ehre erwiesen. Zuvor aber muß ich Sie den Damen, die ich begleite, vorstellen.

Der Mann, der diese Worte sprach, und den wir Hermann nennen wollen, stand in den dreißiger Jahren und trug sich in der etwas seltsamen Art, welche die Deutschhämmer zu lieben pflegen. Wilfried hatte ihm bei seinem Eintreffen in Paris einen Empfehlungsbrief von heimischen Freunden gebracht. Daher schrieb sich diese Bekanntschaft. Auch die Damen waren überm Rheine daheim. Hermann führte die ältere als Frau von Pleidt und die jüngere als ihre Tochter Veronika vor. Beide waren mit großer Sorgfalt und mit feinstem Geschmack in reiche Stoffe gekleidet. Die Mutter trug über das schwere, schwarze Atlaskleid einen Mantel von braunem Sammt mit Zobel verbrämt, während die Tochter in graue Seide mit gleichem Plüschüberwurf gekleidet war. Die Hüte mit den dunkeln Schleiern, welche die Gesichter fast bis zur Unkenntlichkeit verhüllten, stimmten auf das genaueste zu der beschriebenen Tracht.

Nach einem kleinen Gange, auf welchem sich die Aufmerksamkeit bald rechts und bald links auf hervorragende Grabmäler lenkte, trat die kleine Gruppe vor einen einfachen Stein mit dem bron-

enen Medaillon eines Mannes, dessen Kopf im Profil aufgenommen, jene Züge zeigte, welche den Charakter der israelitischen Race nicht verläugnen können.

Hier ruht Börne, sprach Hermann.

Alle betrachteten sich das Antlitz, welches in Metall wiedergegeben war.

Es sind scharfe, strenge Züge, sprach Frau von Pleidt.

Und von einem Ernste, der an Bitterkeit grenzt, fügte Wilfried hinzu.

Mir sind sie zu bitter und zu ernst, meinte Veronika.

Ernst, scharf und bitter sind sie, sprach Hermann, aber wie wäre es auch anders möglich? Ludwig Börne war ein Kämpfer; die Kämpfe, die er führte, dauerten ein ganzes Leben und konnten nicht mit Heiterkeit geführt werden. In Deutschland, wo man die Freiheit maasslos verfolgte, tritt er für die Freiheit. Zudem entsproß er einem jüdischen Geschlechte. Und die Juden sollten bei den Christen das Wort nicht haben. Musie es sich da nicht von selbst ergeben, daß der Streiter in die verbissendste Stimmung gerieth? Und dennoch bewahrte er sich die hellste Reinheit des Charakters. Es ging ihm stets um heilige Ideen. Er haßte nur die Menschen, die keinen Glauben an seine Heiligthümer hatten und sie ihm zu zerstören drohten. Wer ihn und die edeln Strebungen seines Geistes kannte, der hat ihn auch verehrt und geliebt. Trotz mancher Ecken und Kanten, die er im täglichen Umgange blicken ließ, dauerte die Neigung für ihn über das Grab hinaus. Sehen Sie sich doch um, und sagen Sie mir, welche Städte ist reicher mit Todtenkränzen geschmückt?

Er war ein Fanatiker und Fanatiker finden fanatische Freunde und fanatische Liebe, fügte Frau von Pleidt hinzu.

Alle Achtung vor Börne! sprach Wilfried. Ich hege auch große Verehrung vor ihm, die ich zugleich dadurch beweise, daß ich zu seinem Grabe wallfahre. Dennoch glaube ich, daß er überschätzt worden ist und noch überschätzt wird. Sein ganzes Schriftthum ist wesentlich kritisch und also verneinend. Man sieht überall den politischen Zweck. Von Poesie ist eigentlich nie die Rede. Er schafft nicht, er mäckelt am Geschaffenen. Er spricht nicht, er bespricht nur. Bei solchen Leuten bewundert man wohl den scharfen zerlegenden Geist, aber man staunt nicht vor der dichterischen Kraft, die neue Gebilde hinstellt. Ueberdies hat aber wohl das Martyrthum zum Ruhme Börnes beigetragen. Seine Anerkennung ist offenbar dadurch gestiegen, daß er die Heimath verlassen mußte. Ein verfolgter Schriftsteller wächst sofort um wenigstens fünfundsechzig Prozent im Ansehen seiner Zeitgenossen. Ich zweifle nicht dran, daß die Nachwelt ein andres Urtheil fällen wird, denn Börne hat nichts Positives geschrieben, in dem ein schöpferischer Geist weht. Hätte Lessing nicht den Nathan und Minna von Barnhelm geschrieben, seine Streitigkeiten mit Goetz und dergleichen

mehr würden, so fein und geistreich sie sind, seinen Namen nicht auf die Nachwelt bringen.

Ei, so nennen Sie mir im heutigen Deutschland einen bessern Mann, sprach Hermann etwas gereizt.

Eine Menge, wenn Sie wollen, antwortete Wilfried. Soll ich mit der Wissenschaft anfangen, wie hoch ragt da nicht Alexander von Humboldt in allen Fächern der Naturkunde! Kein Land hat einen Physiologen wie Johannes Müller aufzuweisen. In der Chemie steht ihm Justus Liebig zur Seite. Mit der Philosophie steht es freilich etwas schwach aus, aber das schadet nichts, denn wir haben in Deutschland etwas zu viel Philosophie. Dagegen denke ich daß Geschichtsschreiber wie Ranke und Raumer sich sehen lassen dürfen. Und Männer wie Jakob Grimm und sein Bruder Wilhelm sind gradezu unvergleichlich.

Wir redeten aber, wie ich meine, nicht von der Wissenschaft, sondern von der Literatur. Da werden sie Mühe haben, so fertig mit Namen um sich zu werfen, warf Hermann ein.

Auch auf diesem Felde kann ich Ihnen dienen, nahm der junge Mann auf's Neue das Wort. Freilich sind die Heroen unsrer klassischen Periode todt. Von den Romantikern, die um die Erweckung des deutschen Lebens unverkennbare Verdienste haben, ragt aber noch manche respectable Größe empor. Lebt nicht noch August Wilhelm Schlegel, der Kritiker der Schule? Ersreut sich ihr Dichter Ludwig Tieck nicht noch des Daseins? Ist nicht Clemens Brentano noch da, den man ihre Caprice nennen könnte? Und dann denken Sie an Eichendorff, ihren Lyriker, der so schöne Lieder gesungen hat, daß selbst der Volksgeist sie nicht besser erkennen kann.

Wenn Sie mir hier mit den verrotteten Dichtern der Reaktion ins Feld rücken, so kann freilich von den Männern, welche der Freiheit ihr Leben gewidmet haben, nicht die Rede sein, fiel Hermann verdrießlich ein. Die Männer, die Sie eben genannt haben, zähle ich zu den lebendig Todten. Ich dachte, Sie würden es zugeben, daß eine neue Zeit für Deutschland angebrochen ist, zu deren Jüngern wir gehören.

Allerdings gebe ich das zu, sprach Wilfried. Aber auch unter den Dichtern des Vaterlandes kann ich Ihnen Männer nennen, welche ächte Poeten sind und doch der Freiheit huldigen. Und hier tritt mir gleich ein Name entgegen, der mir die eben genannten alle aufwiegt, weil sein Träger eben ein edelster freier Mann ist. Mögen immerhin die Grenzen seines Schaffens engbegrenzt sein, aber Ludwig Uhland ist ein Dichter, dessen Lieder sicherlich eher auf die Nachwelt kommen werden, wie die Kritiken Börnes. Und ein Gleiches behaupte ich von Ernst Moriz Arndt, von Friedrich Rückert, ja selbst von Nikolaus Lenau, der mir indeß krank scheint und von Anastasius Grün, der nur den Mund zu voll nimmt.

Kauwarmer Poeten! murmelte Hermann, indem er zweifelnd das Haupt schüttelte. Ihre Liberalität

bewegt sich meiner Ansicht nach in Phrasen. Ich datire die neueste Periode der Literatur aus den Anfängen der Opposition gegen die Reaktion, die gleich nach den Befreiungskriegen begonnen hat. Sie ist aus der neuen Volksmaassregelung seit dem Wiener Congreß hervorgegangen, die sich in der schmächtigsten Unterdrückung jeder freien Bewegung offenbarte und all jene Gelehrten-, Schriftsteller- und Studentenverfolgungen hervorrief, welche das Vaterland seiner besten Söhne beraubte.

Die Thatsache läßt sich nicht läugnen, gab Wilfried zu, nur scheinen Sie mir zu großes Gewicht auf die negirende Seite zu legen. Allerdings fühlte man damals, daß es anders in Deutschland werden mußte im Leben, wie in der Kunst. Die Zeit der politischen Reaktion war vorbei. Die Romantik lebte nur noch ein Scheinleben. Aus diesem Gefühl ging eine neue Richtung hervor. Börne wurde ihr Kritiker, Platen ihr pathetischer und Heine ihr satyrischer Poet, denn so sehr diese Geister auch äußerlich auseinandergehen, so haben sie doch eine unverkennbare innere Verwandtschaft. Auch darin gleichen sie sich, daß sie voll Ueberdruß dem Vaterland den Rücken kehrten, weil sie sich nicht anerkennen konnten: Platen liegt fern in Sicilien, Börne hier in diesem Grabe. Heine wird Paris wohl nicht mehr verlassen. In allen lebte und webte die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen. Börne wurde politisch, Heine social, Platen ästhetisch-unzufrieden. Uebrigens freist Jeder auf das Feld des Andern hinüber. Ich muß nun aber gehen, daß ich sehr wenig auf diese negativen Seiten gebe.

So denken Sie also auch gering von all den Opfern, die wir gebracht haben? fragte Hermann unmutig. Diese Erfahrung ist in der That schmerzlich, zumal wenn man solche Versicherungen aus dem Munde eines Jünglings hört. Hoffentlich bilden Sie aber nur eine Ausnahme. Wir haben nämlich hier in Paris Nachrichten genug erhalten, daß in der deutschen Jugend der Samen aufgegangen ist, den wir ausgestreut haben.

Gott führe uns zur rechten Freiheit, rief Wilfried mit gehobener Stimme. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu den Rückwärtssehenden gehöre. Im Gegentheil ich wünsche, daß wir ein freies Recht in freier Ordnung gewinnen. Aber für die Beurtheilung von Werken des Geistes erkenne ich nur objektive Standpunkte an. Poesie muß um ihrer selbst willen wirken. Jede Tendenz ist ihr zuwider. Man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Ich gebe zu, daß im Streite auch die Kunst streitend aufzutreten darf und muß, aber ihre Werke werden dann nicht ewig sein. Denken Sie an die politischen Lieder der Provençalen, der Minnesänger. Kein Mensch kennt sie mehr. Wohl aber kennt man ihre harmlosen Dichtungen. Denken Sie ferner an die Streitschriften aus dem Zeitalter der Reformation. Ulrich von Hutten war ein großer politischer Dichter. Luther schrieb scharfe Pamphlete. Sie

haben aber nur noch culturgeschichtlichen Werth. Wie ganz anders stellt sich der Ruhm der Bibelübersetzung von Luther. Was poetische Dauer haben soll, muß harmlos poetisch sein. Das ist eine historische Anschauung, der sich Niemand verschließen kann.

Was Sie da unter sich ausmachen, meine Herren, ist alles recht schön und gut, fiel jetzt Frau von Pleidt ein, aber ich finde, daß der Boden sehr kalt ist, zumal wenn man dünne Schuhe trägt und daß wir das Gespräch ebensowohl im Wandern fortsetzen könnten.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Sie scheinen mir Platen und Heine aber viel zu wenig zu schätzen, erhob jetzt das junge Mädchen mit schüchternem Tone das Wort.

Und mir scheint es, daß man sich überhaupt zu viel aus den Poeten macht, rief Hermann, der von Augenblick zu Augenblick in eine schlechtere Laune verfiel, denn er gehörte zu den politischen Schriftstellern, die sich in der Regel für viel bedeutender und wichtiger halten, als alle andere Leute von der Feder. Heut zu Tage, meinte er spöttisch, kann jeder seinen Vers machen, aber lebendig an das Herz des Volkes sprechen, um es zur Freiheit und Gerechtigkeit zu lenken, das ist nicht Jedermanns Sache. Wir Flüchtlinge haben es gethan und müssen nun von der theuren Heimath verstoßen das Brod der Fremde essen. Börne war einer unserer besten Genossen. Sein Lebensprinzip war die reinste Sittlichkeit, und ich kann es nicht dulden, daß er mit einem hochtrabenden Phrasenhelden, wie Platen, dem es hauptsächlich mit der Verherrlichung seines Ichs zu thun ist, oder gar mit einem so leichtfertigen Menschen wie Heine, der die reinsten Charaktere in den Roth zieht und der nur vom Skandal der Persönlichkeiten lebt, verglichen werde.

Wir sprechen von den Werken und nicht von den Menschen, erwiderte Wilfried. Die negativen Seiten der Werke habe ich geadelet. Dahin gehören auch die Angriffe Platens und Heines, von denen diejenigen der letzteren häufig überaus ungerecht, heftig und mitunter schmutzig sind. Meint aber das Fräulein, ich sei überhaupt ungerecht gegen die genannten Dichter, so muß ich diesen Vorwurf entscheiden in Abrede stellen. Wenn Platen ein Lied aus dem Innersten seines Herzens singt und nicht etwa, um eine schwierige Versübung zu machen, um ein ästhetisches Gesetz zu vertheidigen, oder um über die Kälte des Publikums zu klagen, dann ist er in seinen schönen runden vollen Klängen und Formen oft wahrhaft erhaben und hinreißend. Und was Heine angeht, so stehen ihm im einfachen Frühlings- und Liebeslied Töne zu Gebote, welche wie aus dem Herzen des Volkes stammend, mit dem Volkslied und mit Götheschen Gesängen wetteifern können. Damit denke ich ist Alles gesagt. Das Volkslied und Göthe leben so lange als es deutsches Leben geben wird. Sie wissen jetzt, welche Stellung ich meiner Ansicht nach Heine anweise.

Das ist die rechte Stellung, rief das junge Fräulein vergnügt. Ich schwärme für ihn und sein Buch der Kieder wie für kein anderes Buch.

Und ich glaube, er ist auch nicht so böse, wie die Welt ihn macht, sprach Frau von Pleid.

Glückliche Poeten, seufzte Hermann, ihr findet überall Anwälte — wir Reformatoren aber —

Das thut, rief Wilfried, weil bei der Menschheit das Herz unendlich viel größer ist, als der Verstand.

Sie waren am Thore des Friedhofes angekommen. Eine elegante Equipage rollte heran, ein Diener öffnete den Schlag und half den beiden Damen einsteigen, die sich mit einem freundlichen Gruße aber immer in ihre Schleier eingehüllt vor Wilfried verneigten. Hermann rief dem Bekannten „Auf Wiedersehen!“ zu und setzte sich gleichfalls in den Wagen. Die Pferde zogen an. Wilfried blickte den Abfahrenden nach. Da sah plötzlich Veronika's Antlitz unverschleiert aus dem Fenster und nickte ihm noch mit einem schüchtern, freundlichen, mädchenhaften Blick zu. Er meinte, er habe nie anmuthvollere Mienen gesehen und einen sinnigern Gruß erhalten.

## II.

Im Anfange des Jahres 1842 befanden sich in Paris ungewöhnlich viele junge Deutsche, welche sich entweder der Literatur oder der Kunst gewidmet hatten und die auch mannigfach miteinander verkehrten. Den Stamm derselben bildeten einige jener Männer, welche in die Unruhen verflochten gewesen waren, die nach der französischen Julirevolution im Jahre 1830 in unsrer Heimath aufzuauchen und die namentlich im Hambacher Fest und beim Frankfurter Attentat ihre Gipfelpunkte gefunden haben. Ludwig Börne und Heinrich Heine, obgleich sie mit jenen Angelegenheiten nichts zu thun hatten, waren eigentlich die geistigen Häupter dieser Gruppe gewesen. Der erstere war, wie wir wissen am 18. Mai 1786 zu Frankfurt geboren und am 13. Februar 1837 gestorben. Der letztere hielt sich ziemlich zurück, wohl nicht allein, weil er seine große Bedeutung fühlen mochte, sondern auch weil seine Arbeiten wesentlich poetisch waren. Dagegen standen manche andere in einem engen Zusammenhang, weil sie sich einer gemeinsamen publicistischen Thätigkeit widmeten. Zu diesen gehörten namentlich Jakob Benedi, Rochau und Haller. Andere Journalisten, welche mit dem Demagogenthum nichts zu thun gehabt hatten, wie Heinrich Seuffert kamen mit ihnen zusammen. Auch junge Maler und Musiker, die Paris ihrer Ausbildung wegen besuchten, verkehrten hin und wieder, wie die Gelegenheit es bot, mit diesem Kreise. Der Maler Heinrich Lehmann und die Componisten Steffen Heller, Eduard Franck, Karl

Edhardt und Rosenbain sind namentlich aufzuführen. Aber auch einige Vertreter der jüngsten Literatur-epoche, die sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. in Folge der Hoffnungen bildete, welche die neue Regierungsform hervorrief, waren herübergekommen. Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh und Franz Dingelstedt hatten damals das politische Lied in neuen und ungewohnten Tönen angeschlagen. Der erstere war in Folge seiner unpolitischen Kieder abgesetzt worden. Dingelstedt ging gewissermaßen gezwungen nach dem Erscheinen seines kosmopolitischen Nachtwächter nach Frankreich, Georg Herwegh aber, der in freier Schweiz keine Verfolgung wegen seiner Kieder eines Lebendigen zu fürchten hatte, erschien lebhaftig aus Neugierde, um den Mittelpunkt des französischen Lebens zu sehen.

Unter all diesen jungen Leuten herrschte eine Art Geselligkeit, die sich freilich nicht in den eigenen Häuslichkeiten derselben, — die meisten wohnten nämlich auf bescheidenen Stuben — sondern im Lesekabinet der Gallerie Montpensier im Palais Royal, in einem Restaurant der Straße Richelieu bei Debats und hauptsächlich auf dem Divan des Cafe Lepelletier gegenüber der großen Oer bewegte. Wer den Einen oder Andern suchte, der fand ihn entweder bei der Lektüre, bei der Mittagsafel oder bei der Tasse Kaffe.

Auch Wilfried wohnte diesen Zusammenkünften bei, denn er war an einige deutsche Flüchtlinge empfohlen und wurde durch sie mit den andern Mitgliedern des Kreises bekannt. An den Ufern des Rheines geboren und der Sohn wohlhabender Eltern hatte er sich den philosophischen Studien gewidmet und hauptsächlich Geschichte, Literatur und Aesthetik getrieben. Seine akademischen Lehrjahre lagen eben hinter ihm und er benutzte die gegenwärtige Zeit zu jenen Wanderjahren, die junge Gelehrte, wenn es ihre Mittel erlauben, nicht gern unbenuzt dahingehen lassen. Es war natürlich, daß die französische Hauptstadt, als einer der vornehmsten Sitze der modernen Kultur, ihre besondere Anziehungskraft auf den jungen Mann äußerte. Die herrliche Pariser Bibliothek, die prachtvollen Museen des Louvre, in denen antike, mittelalterliche und moderne Kunst in der reichsten Weise vertreten sind, und die vielen andern Hilfsmittel zum Studium welche durch die weite Stadt verstreut sind, gewährten ihm die umfassendsten Mittel zum Lernen und Genießen. Zugleich aber bot das rauschende brausende Leben, dem er sich mit Geschmack und Maas hingab, ein mächtiges Interesse. Und so hatte er schon einige Wochen lang mit der freudigsten Theilnahme die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten besucht und sich nicht minder an Theater, Concerten und Vergnügungen aller Art erfreut.

Mitten in diesen freudigen und unbefangenen Lebensgenüssen, die ihn nach allen Seiten schweifen ließen, war aber nun eine plötzliche Stockung getreten. Seit seinem Besuche auf dem Pere Lachaise und seinem Zusammentreffen mit Hermann und den beiden Damen, konnte er das Bild der reizenden und anmuthvollen Veronika, die ihm einen so herzergreifenden Gruß jugenicht hatte, nicht aus den Sinnen verdrängen. Wenn er sich auch hundertmal sagte, daß er sich mit thörichten Gedanken beschäftige, daß die Begegnung eine gar zu rasche und vorübergehende gewesen sei, daß er vielleicht nie mehr die Gelegenheiten haben werde, in dem großen Labyrinth von Paris die Damen wiederzusehen, und daß, wenn dies auch geschehen möchte, doch Stand, gesellschaftliche Verhältnisse und Lebensansichten zu verschieden sein könnten, um in eine nähere Verbindung mit den Damen zu kommen, so blitzte der holdselige Mädchenkopf doch immer wieder vor seinen geistigen Augen auf und nahm seine Sinne in einer Weise gefangen, daß er ganz und gar vergaß, er sei an die Seine gekommen, um der Pallas Alibene als gereiner Jünger anzuhängen.

Am andern Tage seines Begegnens durchkreuzte er die Stadt nach allen Seiten, indem er sich bald seiner Hüfte, bald eines Omnibus, bald eines Fiakers bediente. Er lief durch den Louvre und durch den Luxemburg Pallast, ohne ein einziges Kunstwerk anzusehen. Dann eilte er nach dem Pantheon und bestieg die Kuppel, wo er aber kaum der gewaltigen Stadt, die sich riesenhaft zu seinen Füßen dehnte, acht hatte. Daran reichte sich ein Gang durch den Jardin des Plantes, wo ihn die Elephanten, die Löwen und Tiger und sogar die berühmten Giraffen kalt ließen. Rasch ging er nach Notre Dame hinunter, wo er die Hallen durchweilte und auf den Thurm kletterte, ohne wiederum das Bild der Stadt aus der Vogelperspektive zu betrachten. Ein Fiaker brachte ihn dann eilig nach dem Arc de l'étoile, auf dem er vor kurzem die schönste Aussicht genossen hatte, jetzt aber erst anlangte, als sich die Dämmerung über die Stadt auf der einen Seite und auf das Bois de Boulogne auf der andern Seite legte. Und was war der Zweck von all diesem rastlosen Hin- und Herreisen? Wäre ihm ein Bekannter begegnet, der ihn gefragt hätte, er würde ohne Zweifel gesagt haben, daß er sich auf's Neue eine lebendige Ansicht der schon gesehenen Gegenstände verschaffen wolle. Eigentlich aber verbarg sich hinter all diesen jähen Wanderungen der Gedanke, daß Hermann den fremden Damen die Merkwürdigkeiten der Stadt zeige und daß er sie an der einen oder andern merkwürdigen Stelle wiederfinden müsse.

Vergebens! Er setzte sich, als es schon dunkel geworden war, in einen Omnibus, der ihn die Champs Elisées hinunter bis nach dem Palais Royal brachte. Dann wandte er sich der Rue Richelieu zu und trat in den Restaurant Debaize, wo er noch den einen oder den andern Bekannten beim Mittags-

essen zu finden hoffte. Da sie aber, wie der Kellner meldete, schon alle abgesehen hatten, so stillte er gedankenlos den Hunger und eilte nach dem Cafe Lepelletier, wo er auch in der That noch so glücklich war, die gewohnte Gesellschaft zu treffen.

Er grüßte, nahm Platz, bestellte sich den braunen Trank von Moskwa und lauschte dem Gespräch, das sich bereits entsponnen hatte.

Wo steckt denn nur Hermann der Cherusker? Ich habe ihn seit einer Woche mit keinem Blicke gesehen, fragte der Eine.

Er war nicht im Lesekabinete, rief ein Anderer und in den deutschen Blättern fehlen auch seine Correspondenzen.

Und er kam auch nicht zu Tisch, bemerkte ein Dritter.

Ich will euch das Räthsel lösen, lachte ein Viertes. Ich bin ihm heute im Tuilleriesgarten an der großen Fontaine begegnet. Niemals hab ich den Cherusker in einem größern Staat gesehen. Er trug seinen Bratenrock, den er sich nach dem bekannten Modell mit einer Reihe Knöpfe bis an den Hals machen läßt und seine breiten flatternden Hosen. Auf dem Kopfe saß ein nagelneuer breitkrämpiger Hut, wie ihn die echten Germanen zu tragen pflegen. Dabei hatte er einmal gegen seine sonstige Gewohnheit einen Ueberfluß von Seife an sich gewendet, und sein langes wirres blondes Haar wehte nicht wie sonst im Winde, sondern klebte von Pomade oder Del steif aneinander. Auch glänzten gelbe Glaceehandschuhe an den breiten westphälischen Händen und seine große goldene Brille war offenbar geschnürt, denn sie strahlte im Sonnenlicht. Noch heller aber leuchtete der Blick durch die etwas bläulichen Gläser. Es war ein wahrer Triumpfsatorblick.

Welche Veränderung! rief nun der erste Trager. Wie ist das zugegangen?

Nun er machte den Führer bei zwei wunderschönen Damen in der feinsten Toilette, erklärte der andere. Die eine schien die Mutter die andere die Tochter zu sein, denn eine war eine reizende Frau in reifen Jahren und die andere ein junges Mädchen, das mit verwunderten Augen in die Welt schaute. Ueberdies gab sich eine auffallende Familienähnlichkeit zu erkennen.

So werden es die Damen sein, von denen der Cherusker schon so lange gefaselt hat, meinte jetzt Einer, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. Jüngst erzählte er uns, daß ihm ein Freund in der Heimath die Ankunft einer Frau von Pleidi und ihrer Tochter hier in Paris angekündigt habe. Die Dame ist eine reiche Wittve aus der Gegend, wo das Rheinland und Westphalen aneinanderstoßen. Sie besitzt nur eine einzige Tochter, welche die Erbin ihrer Güter und industriellen Anlagen sein wird. Der Aufenthalt in Paris ist dazu bestimmt, dem jungen Mädchen den letzten Firniß zu geben. Sie soll noch Klavierstunden bei Chopin und Ge-

sangunterricht bei Garcia nehmen, und zugleich einen Blick in das Leben der Weltstadt thun.

Aber was denkt der Cherusker dabei? ließ sich eine andere Stimme hören. Er hält ja Paris für ein Sodoma und Gomorrha. Wie kann er sich dazu hergeben, der jungfräulichen deutschen Heidenrose als Führer zu dienen?

Das hab ich ihm auch gesagt, war die Antwort, aber er meinte, er wolle die Empfohlenen aus der Heimath als getreuer Eckhart beschützen, damit sie nicht in den Wirbel und Strudel des Venusberges gerathen.

Alle lachten.

Ich glaube, er möchte noch lieber den Tanzhäuser spielen, wenn die junge Deutsche geneigt wäre, die Venus zu sein, rief nun ein Anderer.

Aber bedenkt doch seine germanische Sittlichkeit und Keuschheit, ließ sich eine dritte Stimme hören. Er gehörte stets zu den abstinenten Burdenschaftern.

Der es indeß nicht verschmäht eine französische Grifette zu umarmen, wenn es heimlich geschehen kann, könnte eine neue Stimme. Wenn man erzählen wollte. —

Das Gespräch über den Cherusker dauerte noch einige Zeit in dieser Weise fort. Wilfried hörte ihm nicht ohne Interesse zu, als sich ihm ein junger Künstler nahte und ein Billet aus der Tasche zog. Es ist gut, sagte derselbe, daß ich Sie finde. Chopin spielt diesen Abend bei der Comtesse M. Ich habe Ihnen diese Einladung verschafft. Es ist aber Zeit, daß wir gehen und uns ankleiden. Ich hole sie um neun Uhr ab und führe Sie in die Gesellschaft. Noch Eins! Vielleicht werden Sie auch einen Ihrer Hauptwünsche in Erfüllung gehen sehen.

Wilfried dachte an das junge schöne Mädchen und fragte innerlich erschreckt: Und der wäre?

Heinrich Heine pflegt die musikalischen Abende der Gräfin zu besuchen. Hoffentlich ist er diesen Abend dort. Dann finden Sie wohl Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, sprach der junge Musiker.

Ach so, antwortete der junge Mann halb enttäuscht und halb zersireut — das würde mich freuen.

In diesem Augenblicke wäre ihm aber die Aussicht, der schönen Veronika zu begegnen, viel lieber gewesen, als eine Zusammenkunft mit allen Berühmtheiten der Welt.

Zu langen Unterredungen fehlte es aber an Zeit, denn die Stunde der Gesellschaft nahte heran. So trennten sich die beiden jungen Leute, um sich so rasch wie möglich in die Salonkleider zu werfen.

### III.

Als Wilfried mit dem jungen Musiker in den Salon der Comtesse M. eingetreten und die üblichen Vorstellungsfestlichkeiten bei der Dame überstanden hatte, stellten sich die beiden jungen Leute plaudernd in eine Ecke um die Gesellschaft, die bei ihrer Ankunft noch sehr klein war, ankommen zu

sehen. Nach der französischen Sitte stand an der Thüre ein gallonirter Diener, welcher sich von den Eintretenden ihre Namen sagen ließ und sie dann mit lauter Stimme in den Saal rief. Bei dieser Gelegenheit kamen allerlei verwunderliche Laute zum Vorschein, denn das Haus der Gräfin wurde besonders von vielen Fremden aller Nationen besucht und der moderne Herold des Salons war höchstens im Stande, die französischen Herren und Damen beim wahren Namen zu nennen. Auch die Italiener und Spanier wurden noch ziemlich deutlich bezeichnet. Ungleich größer aber zeigte sich die Verstimmlung, wenn irgend eine deutsche Persönlichkeit durch die Thüre trat. Am schlimmsten aber ging es den Russen und Polen, bei deren Annäherung der Bediente offenbar in die entschiedenste Verlegenheit gerieth, denn er prustete oder niesete dann die ersten Silben und setzte darauf die Laute fi oder ow an den Schluß des Wortes.

Es war natürlich, daß der Charakter der Gesellschaften in diesem Hause durch die Verschiedenheit der genannten Nationalitäten einen ganz eigenthümlichen Anstrich gewann. Man konnte sich nicht leicht eine seltsamer zusammengesetzte Vereinigung von Menschen aller europäischen Stämme und aller Gesinnungsarten denken. Am wenigsten waren jedenfalls die Anhänger der damaligen Regierung Louis Philipps vertreten. Dagegen sah man hier die Verehrer der Napoleonischen Ansichten, denn der verstorbene Gemahl der Gräfin war selbst ein früherer napoleonischer Offizier gewesen, weshalb man denn auch nicht selten, wenn die Thüre sich öffnete, durch Aufruf eines neuen Anführers an die Schlachten erinnert wurde, die der große Korsik einst in entfernten Ländern schlug und deren Namen er seinen Lieblingen gegeben, die sich dort ausgezeichnet hatten, und deren Nachkommen hier in allerlei Gestalten erschienen. Zu diesen Bonapartisten gesellten sich manche Italiener aus den höchsten aristokratischen Geschlechtern ihres Landes. Es waren Leute, die einst zu dem Bunde der Carbonaris gehörten und in der Regel durch düstre, melancholische Gesichter hervorstachen, was um so weniger verwundern konnte, da viele derselben daheim zur Todesstrafe verurtheilt worden waren. In gleicher Weise gehörten die verbannten Polen, die sich hier einfanden, den höchsten Kreisen ihrer Heimath an, denn in Polen und Italien ist die Revolution wesentlich aristokratischer Natur. Die Intelligenz und der Besitz lehnt sich dort im Interesse der Nationalität gegen die Herrschaft der Fremden auf. Die Vornehmen wollen regieren, sie möchten ihre Besieger vertreiben, um dann selbst das tiefer stehende Volk zu unterdrücken. Gegen diese Flüchtlinge bildeten die Deutschen, welche eintraten, einen seltsamen Contrast, denn sie waren meist Kinder des Volkes, und aus den bürgerlichen Ständen hervorgegangen. In ihrer Heimath grade gegen aristokratische und reaktionäre Bestrebungen ankämpfend, waren sie mit den Regierungen in Unebenheiten gerathen und mußten



schließlich den heimischen Boden verlassen wenn sie nicht eine langjährige Kerkerhaft gewärtigen wollten.

So war der Salon der Gräfin M. beschaffen, denn so liebte es die Dame. Aber sie liebte es auch, ihre Gäste zu erheitern und deshalb suchte sie ihre Gesellschaft mit der Schönheit zu schmücken. In der That konnte man nicht leicht eine reizendere Versammlung von anmuthigen Frauen sehen. Ueberall fiel das Auge auf die schönsten und bezeichnendsten Züge der gallischen, germanischen, romanischen und slavischen Stämme. Außerdem aber wurde der Geselligkeit durch die Kunst noch ein besonderes Interesse verliehen. Die Gräfin war selbst eine geübte Sängerin, welche freilich der frischen Mittel ermangelte, um wie in ihren Jugendjahren zu glänzen. Außerdem fanden manche hochgeborene Dilettanten Gelegenheit, ihre Kunst hören zu lassen. Aber es fanden sich auch die Sänger der italienischen Oper ein. Die Grisi, die Persiani, Mario, die beiden Lablache, Vater und Sohn, gaben mitunter treffliche Proben ihrer Meisterschaft. Dazu kamen, wenn die Umstände es zuließen, Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten. Heute aber sollte Chopin der Löwe des Tages sein. Da dieser merkwürdige Künstler aber wegen zunehmender Kränklichkeit immer seltener in die Öffentlichkeit trat, so war es natürlich, daß sich die Bekannten des Hauses möglichst zahlreich einfanden.

Wilfried hatte sich die Eintretenden mit scharfem Auge betrachtet, denn er erwartete mit Sehnsucht den Dichter des Buches der Lieder zu erblicken. Allmählich aber waren die Säle ganz gefüllt, und die Gäste erschienen immer spärlicher. Schon erlosch die Aufmerksamkeit, mit welcher er seine Blicke der Thüre zugewandt hielt, denn es begannen nun auch die Vorbereitungen zu einem altitalienischen Chorgesänge. Da rief der Thürhütende Diener auf einmal einen Namen, der ihm bis in die tiefste Seele drang: *Madama de Pleidt et sa fille, Monsieur Hermann.* Wirklich brachte der Cherusker seine Bekanntschaft von Pere Lachaise herein, indem er die Mutter am rechten und die Tochter am linken Arm führte. Der Germane sah dabei so aufgeblasen aus wie ein linkischer Triumphator. Nachdem die Damen der Frau des Hauses vorgestellt waren, nahmen sie Platz, und der bereits intonirte Chor begann.

Der Blick des jungen Deutschen ruhte unbestimmt auf der schönen Veronika. Er war so sehr Auge, daß er vorläufig gar nicht Ohr war. Auch die reizende Landsmännin hatte ihn erschaut und streifte mitunter mit schenen Blicken an ihm vorüber. Inzwischen gab sie sich aber auch den Genüssen hin, welche ihr hier in seltener Reinheit und Vollendung geboten wurden. Wilfried folgte mit steigendem Entzücken dem Ausdruck, welcher sich auf den schönen reizenden Zügen offenbarte. Als allmählich die Italiener ihre wunderbaren heitern Weisen mit hellen

süßen Nachtigallenstimmen dahinrollen ließen, lag auf ihrem Gesicht eine Heiterkeit, als wäre der junge Mai frisch und selzig vor ihrem Geiste aufgestiegen. Und wie zuckte und bligte es über ihre Züge, als Chopin seine seltsamen Melodien und noch seltsameren Akkorde singen, jauchzen, hüpfen, jubeln, seufzen und weinen ließ! Es schien, als wäre das ureigenthümlich nervöse durchaus moderne Leben dieses individuellen Meisters, der ein kleines schwächliches Männchen mit ärmlichen Gliedern und kranken Nieren am Flügel saß, und dennoch oft in seinen Tondichtungen mit riesiger Kraft stampfte und lautem Aufschrei klagte, in das Wesen des Mädchens übergegangen. Und dann spielte noch ein anderer Künstler von geringerem Namen ein weiches Adagio von Beethoven. Hier galt es die Würdigung des erhabenen Musikstücks und nicht des Ruhmes des Vortragenden. Ueberall zeigte sich nunmehr eine Nachlässigkeit im Zuhören, weil der Löwe des Abends abgetreten war. Nur Veronika lauschte mit verklärten Mienen. Wie die Composition so hauchte ihr Wesen befriedigte Ruhe und Andacht. Wilfried sah, daß das Mädchen nicht bloß auf den Namen ging, sondern auch in die Tiefe des Kunstwerks eindrang. Wie sie in edler Verklärung dasaß, hatte sie den Anschein einer Jungfrau, die Tempeldienst hält.

Endlich trat eine Pause ein. Die Damen erhoben sich von ihren Sizen, Alles wirrte durcheinander, und Wilfried näherte sich der Frau von Pleidt und ihrer Tochter, an welche der Cherusker sich ganz ungetrennlich geknüpft zu haben schien, denn er hatte, so sehr es ihm möglich war, nur Augen für Veronika und nur Aufmerksamkeiten für ihre Mutter. Als Wilfried sich der Gruppe näherte, verzog sich das Gesicht des Flüchtlings zu einer wirklichen Unzufriedenheit, was aber nicht verhinderte, daß die Damen den Gruß des jungen Mannes mit entschiedener Freundlichkeit erwiderten.

Hermann war eben beschäftigt, den deutschen Landsmänninnen die berühmten politischen Persönlichkeiten zu zeigen, die in den Revolutionen ihrer Länder eine mehr oder weniger bevorzugte Rolle gespielt hatten. Zugleich konnte er nicht müde werden, die Bedeutung dieser Männer hervorzuheben, indem er nicht verfehlte, sich immer zu den größten Martyrern des Jahrhunderts zu zählen. Gleichwohl horchte ihm Frau von Pleidt mit der Artigkeit, welche eine Dame der Welt einem Manne schuldig ist, der sie gewissermaßen in seinen Schutz genommen hat. Veronika aber, die noch zu jung war, um die letzten Bewegungen in Frankreich, Deutschland, Polen und Italien erlebt zu haben, und die diese Revolutionen auch noch nicht in Geschichtsbüchern gelesen hatte, schien offenbar gelangweilt durch die cathederartigen Vorträge des Cheruskers.

Wilfried, dem diese Wahrnehmung nicht entging, sagte leise zu dem Mädchen: Für eine junge Dame scheinen Sie ja außerordentliches Interesse

für Politik und Verschwörungen an den Tag zu legen.

Ach Gott, seufzte Veronika leise, Alles das langweilt mich gründlich, aber Herr Hermann ist so artig —

Daß er Sie langweilt? sagte Wilfried mit feiner Ironie. In der That sind Kunst und Poesie auch bessere Gegenstände für junge Geister.

Sagen Sie mir doch, ob Heine hier ist, fragte das Mädchen leise, ich mag unsern Politiker nicht fragen, denn er scheint schlecht auf den Dichter zu sprechen. Ihn einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, würde mir noch mehr Freude machen, als alle Virtuosen und Künstler, die wir eben gehört haben.

Seltam, so begegnen wir uns ja in demselben Wunsche, antwortete der junge Mann. Auch ich bin mit dieser Hoffnung in die Gesellschaft gekommen. Leider sind wir beide getäuscht worden.

Worin sind Sie getäuscht worden? fragte nun die Mutter, welche eine günstige Gelegenheit abgewartet zu haben schien, um den Auseinandersetzungen des politischen Systems des Cheruskers zu entgehen.

Heinrich Heine heute zu sehen, antwortete die Tochter.

Heinrich Heine, murmelte Hermann ärgerlich in sich hinein.

Kennen Sie den Dichter denn noch nicht? fragte die Dame.

Es ist nicht so ganz leicht, zu ihm zu gelangen, antwortete Wilfried. Ich habe versäumt, mir in Deutschland eine Empfehlung geben zu lassen, die eine gehörige Bürgschaft für mich leistete, weil ich glaubte, ich würde auf andere Weise Gelegenheit finden, ihn kennen zu lernen. Während er früher leicht zugänglich war, haben ihn manche Erfahrungs der letzten Zeit ziemlich mißtrauisch gegen neue Bekannte gemacht. Sie wissen er hat sehr heftige Worte gegen Platen, gegen die Romantiker und gegen Börne geschrieben. Aus seinen Angriffen sind ihm eine Menge von Gegnern erwachsen. Es ist sogar bis zu Ohrfeigen und Duellen gekommen. An bissigen literarischen Angriffen fehlt es ebenfalls nicht. Nun scheint er sich augenblicklich in einer Stimmung zu befinden, wo er überall Feinde

sieht. Viele seiner alten Bekannten sind ihm dadurch entfremdet. Andere, die ihn noch besuchen, mögen ihm mit Recht oder Unrecht verdächtig sein. Einzelne haben mir sogar versprochen, mich in seinem Hause einzuführen, aber wenn der Tag kam, so war immer eine Entschuldigung bei der Hand. Ich vermüthe fast, daß er sich jeden neuen Besuch verbeien hat. Man sieht ihn selbst nicht mehr in Gesellschaft. Sogar dieses Haus, was er sonst zu besuchen pflegte, scheint er zu meiden. So bin ich nicht einmal im Stande, ihm einen Gruß zu bringen, der mir freilich auf ziemlich räthselhafte Weise aufgegeben worden ist.

Ist es nicht indiscret nach der Art dieses Grußes zu fragen? sprach Frau von Pleidt, auf deren Gesicht sich eine offenbare Neugierde kund gab.

Ich habe eine Verwandte am Rhein, erzählte der junge Mann, die mir auftrag, ihm von den drei Schwestern von Andernach heitere Vorwürfe zu bringen und ihm zu sagen, daß er einmal schöne Dinge gestunken und gelogen habe. Worauf sich das bezieht, weiß ich nicht.

So sind Sie ein Nefse, der fröhern drei Fräulein Lei, sprach Frau von Pleidt.

Sie kennen also meine Tante? fragte Wilfried mit dem höchsten Erstaunen.

Ich kenne sie, lautete die Antwort.

Und Sie wissen, worauf sich die Grüße beziehen? Ich weiß es!

Und ich vermüthe es, sagte Veronika. Die Anspielung bezieht sich auf eine Stelle in den Reisebildern. O die Gelehrten! Da kann Ihnen am Ende ein junges Mädchen Bescheid erteilen.

Wenn ich nur die Reisebilder haben kann, murmelte Wilfried.

Besuchen Sie mich Morgen Rue Richelieu im Hôtel des Princes. Dort steht das Buch zu ihren Diensten, sprach die Dame. Als Freundin ihrer Familie aus alter Zeit darf ich Sie wohl einladen.

Indem Wilfried für die Freundlichkeit dankte, klopfte sein Herz hochauf. Auch Veronika schien vergnügt. Nur der Cherusker machte ein äußerst saures Gesicht. Als er mit den Damen kurz nachher die Gesellschaft verließ, sah er nicht mehr aus wie ein Triumphator.

(Fortsetzung folgt.)

### Feste Arbeit.

Meier. Gevatter, ist denn wahr, daß unser Knopf gestorben ist?

Böhm. Wir haben ihn eben begraben. Ich hab' mir das Grab angesehen und behaupte, kein Schneider hat noch ein so dauerhaftes Knopf-Loch gemacht, wie dieses.

### Dicke Cultur.

Schulmeister. Nun, Görg, du kannst mir wohl gar nicht mehr ausweichen? Körperlich hast du sehr zugenommen, aber cultivirt bist du nicht sehr.

Görg. Ja sehn's, Herr Schullehrer, die Cultur kommt halt von Ihne her und das Dickwerden von mir.



### Peter Wehnke aus Hamburg erzählt:

Das ist nun schon zwanzig Jahre her und viel leicht noch etwas mehr, da lag ich mit der Brigg Elisa vor Kopenhagen. Ich war aber der Zeit Obersteuermann und hatte wegen der Ladung alle Hände voll zu thun mit Bestellungen und Kaufereien, denn wir wollten nach zwei Tagen in die See stechen und auf Hamburg zurücksegeln. So kam ich denn auf meinen Gängen durch die Stadt auch auf den Schloßplatz, wo der König sein Haus hat. Der König, Krischan der Achte, aber, der mein alter guter Freund war, lag im Fenster und rauchte seine Pfeife Taback. Na, dacht ich, siehst du dich, dann wird's gut, denn wenn der Alte einmal mit dem Schwagen anfängt, ist an kein Aufhören zu denken. So drück ich mir denn den Hut in's Gesicht, zieh die rechte Schulter in die Höhe und mach einen krummen Mund, daß er mich nicht kennen soll. Doch was hilft's. — „Verdammt,“ ruft er mit einem Mal, „das ist ja der Peter Wehnke! Peter, Peter, Schwerenöther, willst du still sehn oder ich laß dich in's Loch stecken!“ Was war da anzufangen? Ich mache den Mund wieder grade, drück die Schulter herunter und zieh den Hut vom Kopf und sage: „Majestät, ihr dürft mich nicht aufhalten, denn ich hab's heiß. Er aber schrie: „Ach was, Majestät, ich heiße Krischan, und wenn du mich nicht Krischan nennst, so soll dich das Donnerwetter!“ „Na, nichts für Ungut, Krischan,

gebe ich zur Antwort und will weiter. Aber jetzt wurde er noch zorniger und tobte: „Peter Wehnke, bist du denn ganz des Teufels? Du darfst nicht an meiner Thür vorübergehen. Auf der Stelle kommst du herauf!“ Ich wollte mich noch einmal entschuldigen und sprach: „Aber Krischan, ich hab' wahrhaftig zu viel zu thun.“ Doch da schmiss er im Zorn seinen Pfeifenkopf nach mir und raste, er würde mich köpfen lassen, wenn ich ihn nicht besuchte, denn Krischan war mitunter sehr ecklig. So ging ich denn hinauf. Als ich in der Stube war, umarmte er mich und ging in das Schlafzimmer und rief seine Frau: „Mariäken, steh geschwind auf und back Pfannkuchen, denn der Peter Wehnke aus Hamburg ist hier und will dir guten Tag sagen. Ich bedanke mich, aber Krischan der Achte wollte nichts davon wissen.“ „Meinst du,“ sagte er, „ich ließ dich trocken von dammen?“ Dann drückte er mich in das Sopha und stopfte mir eine Pfeife. Nun kam auch die Königin und setzte sich neben mich. Da sprach er: „Mariäken, laß einmal um dich!“ Da griff die Frau hinter das Sopha und holte einen Krug echten holländischen Genever heraus und goß mir ein Glas voll. Das war ein Tröpfchen! Darauf sagte sie, sie wolle in die Küche gehen. Ich und Krischan aber stellten uns an das Fenster und sahen in den Garten, wo der Gärtner die Erdäpfel ausmachte.

Ich fragte ob er eine gute Sorte habe, und da der Gärtner eine Probe brachte, merkte ich, daß ich daheim bessere Kartoffel baute, und versprach ihm guten Saamen. Nun trug die Königin Pfannenfuchen auf. Ich sage euch, ich habe mein Lebtag keine bessere gegessen. Und es war auch prächtiger Salat dabei. Wie wir nun so sitzen und essen und trinken



da schmunzelt Krischan der Achte und sagte, ich solle mir eine Gnade aushitten. Ich aber denk nach, und es geht mir allerlei durch den Kopf und sag: So möchte ich wohl noch einen Teller voll Salat haben. „Du bist ein braver Kerl, Peter Wehnke, sagt Krischan, und klopf mir auf die Schulter, aber so kommst du mir nicht davon. Hast du nicht Lust, Admiral zu werden?“ Ich aber antworte: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!“ worauf Krischan der Achte mich küßt und mit Thränen in den Augen spricht: „Geh mich der Teufel, das hat mir noch Niemand gesagt.“ Nachträglich wurde er aber doch grimmig über meine grobe Antwort und schrie: „Aber du bist doch ein unverschämter Mensch und verdienst fünf und zwanzig — — —.“ Da brach mir aber die Geduld und ich donnere wüthend: „Gör mal, Krischan, wenn du mich schönbe behandelst, so behandle ich dich auch wieder schön.“ Und es fehlte nicht viel, dann hätten wir uns geprügelt. Aber die Königin warf sich zwischen uns und bittet: „Lieber Wehnke, nicht so hitzig, er meint es ja nicht

böse.“ „Das ist mir ganz egal, schrei ich, kommt er mir so, so komm ich ihm so. Adieu, Frau Königin, haltet euch gesund!“ Und nun stürzte ich aus dem Zimmer und aus dem Hause, besorgte meine Bestellungen und lief nach der Rhede, während Krischan der Achte in einem fort rief: „Peter Wehnke, Peter!“ Ich lehrte mich nicht an sein Schreien und fuhr auf Hamburg. Da hab ich aber gehört, daß der König viele schlaflose Nächte gehabt und wie ein Unsinntiger geweint und gesammert hat: „Wer giebt mir meinen Wehnke wieder?“

Nach Kopenhagen bin ich nun nicht wieder gegangen, denn ich fürchtete, Krischan der Achte werde einen neuen Wuthanfall bekommen, wenn er mich sehe, und mir am Ende den Kopf abschlagen lassen. Unterdeß vergaß ich mein Versprechen aber nicht, ihm Saatkartoffel zu schicken und ließ ihm mit der nächsten Gelegenheit einen Sack voll zukommen. Darauf erhielt ich von der Königin einen freundlichen Brief nebst einem Kanarienvogel, den der König Krischan selbst in seiner Vogelheide ausgezogen hatte. Das Thierchen sollte ich zum Andenken aufbewahren. Und wahrhaftig, es war ein allerliebstes Geflügel. Ich gab ihm den Namen „Mandje“ und hatte es immer in meiner Kajüte stehen und er wurde bald so zahm, daß er mir auf die Finger slog und aus meiner Hand fraß. Ja, ich konnte den Bauer und das Fenster offen stehen lassen, ohne daß es daran dachte, sich zu entfernen. Auch lehrte ich es das schöne Lied: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkrast übt,“ pfeifen und es sang bald so lieblich, daß mir jedes Mal die Thränen in die Augen traten. Nun geschah es aber einmal, daß ich an meinem Tische saß und einen Brief schreibe, während dessen der Vogel vor mir hin- und herhüpfte. Plötzlich aber sehe ich ihn auf dem Rande des Tintenfasses sitzen und mit dem Schnabel in die Tinte kommen. Welch einen Schrecken hab' ich aber, da ich gewahre, das Thier säuft Tinte! Ich dachte nicht anders als der arme Vogel hätte sich vergiftet, und so war es auch gewissermaßen, denn seine Stimme klang mit einmal heiser und mit dem schönen Liede: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkrast übt“ war es vorbei. Ich hüthete mich fortan, das Thier beim Schreiben aus dem Käfig zu lassen, und sorgte, daß das Tintenfäß beseitigt war, wenn ich das Thierchen öffnete. Merkwürdiger Weise bemerkte ich aber, daß mein Mandje nunmehr eine merkwürdige Leidenschaft für die Tinte hatte, denn er pickte auch an allen Briefadressen, die in der Kajüte lagen und fraß die Buchstaben rein weg. Allmählig kam ihm aber doch die Stimme zurück, und es sang auch wieder das schöne Lied vom Muth in der Brust, nur daß es heiser blieb und daß ihm immer noch einige Töne fehlten. Aber wer einmal einen bösen Trieb hat, der läßt nicht so bald davon ab, und wer einmal in die Tinte gerathen ist, der kommt nicht sobald

heraus. Das wissen auch die Gelehrten. So geschah es denn auch einmal wieder, daß ich das Tintenfaß nach dem Schreiben auf dem Tische und den Vogelkäfig offen stehen ließ und hinaus in die Stadt ging. Es war schon später Abend als ich heimkehrte. Ich guckte wie immer nach meinem Mandje aber der Bauer war leer, was mich um so mehr verwunderte, als das Thierchen mit der Dämmerung stets in sein Gehäuse zurückkehrte. Voller Schrecken rufe ich: Mandje, Mandje! aber kein Vogel ist zu sehen und zu hören. So zünde ich mir Licht an und suche ihn durch die ganze Kajüte. Endlich bemerkte ich, daß auf meinem schwarzen Ebenholzschrant etwas sitzt, das wie ein Vogel aussieht. Ich leuchte näher — und fast hätte der Schlag mich gerührt — denn dort saß mein Mandje aber statt goldgelb, wie ich es vor einigen Stunden verlassen hatte, war es pechfoblrauschwarz. Ich gehe darauf an das Tintenfaß und siehe da, es ist bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken. Nachdem ich mich von meinem Schrecken einiger Maßen erholt hatte, gab ich das Thier auf, und ließ es in seiner Stoisheit und Startheit sitzen, wo es saß, weil ich nicht anders erwartete, als daß es jetzt ganz vergiftet wäre und in der Nacht herabfallen werde. Darin hatte ich mich aber getäuscht, denn als ich am andern Morgen aufwachte, hörte ich den Ruf „Quak, Quak“ und als ich mich überzeugen wollte, woher das Geschrei kam, war es mein kleines Mandje, das mit dem schwarzen Gefieder des Raben auch den Ton des Raben angenommen hatte. So viel Kummer mir auch die Sache machte, so dachte ich doch, halt, das ist eine merkwürdige Narrität, aus der du deinen Nutzen ziehen mußt. Und so versuchte ich, mein Mandje sprechen zu lehren, was mir auch, da ich ihm nun immer Linte zu saufen reichte, vollständig gelang. Ich gab ihm nämlich jetzt Unterricht im Sprechen, so daß es schon nach einem Vierteljahr sagen konnte: „Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen!“\*)

Kurz nachher hatte ich eine Ladung nach Marokko, wo so eine Art von Großtürk herrscht, der ganz schwarz ist und auch lauter schwarze Unterthanen hat. Als ich dort mit der Brigg Elisa im Hafen lag, hörten die ungläubigen Raders von meinem schwarzen Kanarienvogel, der sprechen konnte und den ich auch diesmal wieder mit mir führte, und nach und nach kam die Bewohnerschaft der ganzen Stadt, um sich das noch ungesehene Marwunder anzusehen, wobei sie aber, wenn der Vogel plötzlich rief: Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen! ein Kreuz machten und von dannen liefen und nicht anders meinten, das Thier wäre ein Werk der Hölle und ich der leibhaftige Satan, denn die Leute sind sehr religiös und meinen, daß der Teufel eine weiße Farbe habe. Ich glaube, sie haben mich sogar bei den Behörden als Schwarz-

künstler angegeben, was aber nichts schadete, denn ich fuhr unter der Flagge der deutschen Raubstaaten, vor der die Heiden großen Respect haben. So drang denn das Gerücht von meinem Mandje sogar bis in den Palast des Kaisers, der auch neugierig wurde und mein Thierchen zu sehen wünschte, weshalb er denn eines Tages mit all seinen hundert Weibern auf der Brigg erschien, um sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. Der Kaiser war aber ein dicker fetter Mann, wie ich je einen Türken gesehen habe, seine kleinen Augen saßen im Gesichte wie Corinthen in einem schwarzangebrannten Pfannentuchen und er hatte einen unermesslichen Bauch. Auch trug er einen krummen Säbel, der mit lauter Edelsteinen besetzt war, an der Seite und an die zwanzig Pistolen und zwölf Dolche im Gürtel, sodas mir angst und bang wurde, denn ich dachte er würde mir sofort den Kopf abschlagen, wenn er den Vogel rufen hörte: Alter Großtürk, der Teufel soll dich holen! Und wahrhaftig, Mandje sprach das große Wort gelassen aus. Nun merkte ich aber, daß der Kaiser andern Sinnes war, als seine Unterthanen, denn statt sich zu kreuzigen brach



er in ein lautes Gelächter aus und hielt sich den Bauch fest, der wirklich so heftig schüttelte, daß er zu plätzen drohte, woraus ich denn ersah, daß er wirklich ein Ungläubiger war. Als er aber etwas

\*) Die beiden vorstehenden Geschichten wurden uns ihrem Hauptinhalte nach mitgetheilt von Dr. Th. Pening zu Horst in Holstein.

zur Ruhe gekommen, sagte er: Das ist ja ein Hauptvogel, den müßt ihr mir überlassen und bot mir tausend Zedinen für das Thier. Natürlich ging ich auf den vortheilhaften Handel ein, und er griff sofort in seine Tasche und zählte mir das Geld in blanken Stücken auf den Tisch. Unterdeß aber flüsterte mir eins seiner Weiber, die zitronengelb und sehr schön war, in das Ohr: Peter Wehnte, in der Nacht um zwölf Uhr pass' auf, und mache mir einen sehr bedeutungsvollen Blick mit den Augen. Dann ging die ganze Gesellschaft von dannen. Am andern Morgen wollte ich aber die Anker lichten und heimwärts machen, denn ich hatte meine Geschäfte in Maroffo beendet. Darum fiel mir denn das „Pass' auf“ der zitronengelben Prinzessin auf und ich dachte nicht anders, als es möchte mir in der Nacht ein Ueberfall drohen, weshalb ich denn auch wacker auf dem Decke blieb und ein paar Mann mehr wachen ließ. Als nun die Uhren auf den Thürmen Mitternacht schlugen, und Alles sonst mäuschenstill im Hafen war, da plätscherte es auf einmal durch das Wasser und ich sah im Mondschein einen zitronengelben Gegenstand an dem Schiff heraufschwimmen, der plötzlich rief: „Peter Wehnte, laß mich hinauf,“ worauf ich denn einsah, daß es Niemand anders sein konnte, als die Prinzessin, und ein Seil herunterwarf, mit dem ich sie in die Höhe zog. Als sie aber auf dem Decke stand, da hatte ich einen schönen Schrecken, denn sie fiel mir um den Hals und sagte, daß ich ihre erste und einzige Liebe sei, denn ich war damals noch ein blander Bursche und noch nicht so verwettert wie jetzt. Auch erzählte sie mir eine Geschichte, daß sie mit Respekt zu melden aus Hinterasien zu Haus und ihrem Vater, der ein Citronenfürst war, gestohlen und die Lieblingsfultanin des Kaisers von Maroffo geworden sei. Jetzt aber wollte sie mich durchaus heirathen. Das wurde mir nun eine schöne Scene. Ich gab ihr zu verstehen, daß ich schon eine Frau daheim hätte, denn ich war damals schon drei Jahre mit meiner alten Anne verheirathet. Sie meinte aber, das wäre ihr egal und ich sollte sie nur zur zweiten Frau nehmen, auch hätte sie nichts dagegen, wenn ich mir noch ein Duzend anderer Weiber suche. Daß man bei uns nach christlicher Art die Vielweiberei mindestens mit drei Jahren Zuchthaus bestraft, konnte sie gar nicht begreifen und bat und flehte, ich sollte nicht nach Hause gehen, sondern ihr mit Respekt zu melden nach Hinterindien folgen, wo ich auch so eine Art von Citronen- oder Pomeranzenkönig werden könne. Ich blieb aber stark gegen die Verführung, denn ich dachte an meine alte Anne zu Hamburg, und schlug ihr vor, ich wollte sie nach ihrer Heimath besorgen, womit sie auch endlich zufrieden war. So gab ich denn, als der Morgen dämmerte, das Zeichen zur Abfahrt und nach in See. Der Wind kam vom Lande und war uns günstig, aber kaum hatten wir einige Meilen zurückgelegt, so folgten uns zwei Schiffe mit vollen Segeln, das eine rechts, das andere links. Ich

wußte nun gleich wo Barthel den Most herholt. Der Kaiser hatte die Flucht seiner Frau Gemahlin bemerkt und schickte uns seine schwarzen Kerle nach. Was war da zu thun? Ich hatte nur eine alte Kanone an Bord, die schon tausend Jahr alt war und eine deutsche Meile weit schoß. Die lade ich in aller Eile und schiesse eine Kugel nach rechts auf das Schiff, das sofort ein Leck bekommt und untersinkt. Dann drehe ich das Geschütz, wende es nach links, lade und schiesse aufs Neue. Pum! da hatte auch das andere Fahrzeug das Eisen im Bauche und sinkt. Die Leute sahen wir meistens vor unsern Augen ertrinken, indem sie riefen: „Der Peter Wehnte ist der lebendige Teufel!“ Nur ein halbes Duzend rettete sich auf einem kleinen Boote. So fuhren wir ungestört weiter. Die Citronenprinzessin hab ich später einem Amerikaner mitgegeben, der mit Respekt zu melden nach Hinterindien fuhr. Beim Abschied war sie noch gelber geworden vor lauter Gram und Kummer, daß ich sie nicht heirathen wollte.

Damals bin ich im Mohrenlande in einen höllischen Respekt gekommen, wie ich das aus der Geschichte von den vier Meiern beweisen kann, die ich antraf, als ich wieder nach Hamburg kam. Die ganze Welt ist voll Meiers, aber solche Meiers, wie diese waren, giebt es jetzt gar nicht mehr. In der Stadt Buriehude lebte damals ein alte Schiffer, der hieß Meier, der hatte vier Jungens, die hießen auch alle vier Meier und waren rechte Herumtreiber und machten dem Alten viel Verdruß. Sie hatten dazu noch eine ganz besondere Merkwürdigkeit an sich. Der Älteste konnte gewaltig viel essen, daher hieß er der Fressmeier, der Andere konnte gewaltig viel trinken und hieß der Saufmeier, der Dritte konnte gewaltig stark laufen und hieß der Laufmeier und der Vierte konnte gewaltig scharf sehen und hieß der Kieckmeier. Fressmeier und Saufmeier waren Schiffer, Laufmeier war Postbote und Kieckmeier war ein Sternengucker. Die beiden Schiffer lasen nun einmal, als sie nach Hamburg gefahren waren in der Zeitung, daß hinten in Afrika ein Heidenkönig wohne, der habe eine Tochter und die wäre verwünscht und verschwunden und kein Mensch wüßte, wo sie geblieben wäre. Wer sie aber wieder heimbrächte, der solle das halbe Königreich haben und, wenn es verlangt würde, die Dirne dazu. Teufel, sagte der Fressmeier zu seinem Bruder Saufmeier, da giebt es was zu verdienen, das wäre ein gesundes Fressen für uns, wenn wir die Königstochter aufreiben könnten. Darauf machten sie daß sie fort kamen, überlegten sich die Sache mit Laufmeier und Kieckmeier und beschloßen, daß sie das Wagstück übernehmen wollten. Kieckmeier stieg oben auf die Schanze und beguckte sich die Welt ein bißchen und merkte auch, wo das Königreich Afrika sich aufhalten thät. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, auch keine Dampfer und elektrische

Telegraphen, worauf sie hinreisen konnten, deshalb hielten sie's für's Beste, daß sie sich mit dem Boot auf die Beine machten. So packten sie denn das Boot voll mit Lebensmitteln, Speck und Fleisch, Mehl und Erbsen, Buchweizenlösen und Pfannkuchen und einem Faß voll Rum, und als sie da mit fertig waren, fuhren sie mit dem ersten Hochwasser ab. Das Boot konnte aber das salzige Meerwasser nicht vertragen und hatte sich schon den Magen verdorben, als sie nach Helgoland kamen. Die Buchweizenlöse und Pfannkuchen waren schon aufgeessen und der Rum ausgerunten. Sie verkauften aber das Boot mitsammt dem Speck, Fleisch, Mehl und Erbsen und fuhren mit guter Gelegenheit nach London. In England da trafen sie mich, denn ich war gerade Oberfeuermann auf dem großen Dreimaster Island, der nach Afrika abgehen sollte. Wir hatten aber Missionäre geladen, die dort abgesetzt werden mußten. Später war das Schiff dazu bestimmt, schwarze Mohrenslaven nach Westindien zu bringen. Nach meinem Rath gossen sich die vier Meiers erst tüchtig einen auf die Lampen und gingen dann auf den Dreimaster los. Der Capitain fragte sie, was sie wollten? Da sagte Frefmeier: Wir sind Missionäre und wollen gern mitreisen nach Afrika und da die Heiden bekehren. Der Capitain machte große Augen, sperrte seinen Mund auf und sagte: God dämm: ei du not onderstand ju. Mittlerweile kam der Oberste von den Missionären, der konnte ein wenig deutsch schwagen und als er hörte, daß sie Missionäre wären, nahm er sie mit. So gingen wir denn allzusammen nach Afrika und da ich unterwegs mit ihnen abgeredet hatte, daß ich das Wagstück mitmachen wollte, so kniffen wir allzusammen aus. Kaufmeier aber war ein starker Kerl und nahm mich und seine Brüder auf den Rücken und lief in kurzer Zeit nach der Residenz des Königs. Ich aber blieb in der Nähe auf einem Berg in der Gegend sitzen, damit mich die Schwarzen nicht zu früh sähen und sich zu sehr fürchteten. Der König wohnte nun gerade in seinem Sommerpalast, eine Viertelstunde von der Hauptstadt. Der ganze Weg dahin war mit nichts gepflastert als mit Todienköpfen und an beiden Seiten war ein Zaun von nichts als Menschenknochen, so daß uns ganz angst und bang wurde. Aber was sollten wir machen? Die vier Meiers wurden von tausend schwarzen Soldaten mit Knüppeln und Degen und Flinten und Büchsen nach dem König seinen Sommerpalast getrieben, so daß sie nicht wanken und weichen konnten. Der König saß auf seinem Thron von nichts als lauter Gold und hatte just einem Duzend schwarzer Kerle zum Vergnügen die Köpfe abgehauen, mit denen er sein Steinpflaster ausbessern wollte. Er sah die Ankommenden groß an, riß das Maul weit offen, haute noch einem Schwarzen den Kopf ab und fragte dann: Was willst du? Die Meiers konnten aber vor Angst nichts sagen. Da stuchte der König ganz barbarisch auf Afrikanisch und sagte zu seinem Scharfrichter: Lang mir mal meinen großen Degen her, sah sie

Düsseldorfer Monat. 1859. XII. 7.

ganz wützig an und sagte: Ihr Hallunken, ich will euch lehren in mein Land kommen und mein Volk bekehren und verführen. Da fielen die vier Brüder platt auf die Erde und riefen: Gnade, Gnade, wir



sind ja keine Missionäre. So? antwortete der König und ließ seinen Degen fallen: Ihr seid keine Missionäre, dann will ich euch das Leben schenken, aber wer seid ihr denn, was wollt ihr hier und wie heißt ihr? Da saßen sich die vier an den Hut und sagten: Wir sind vier Brüder und heißen Meier. Zu Haus da nennen sie uns Frefmeier, Kaufmeier, Laufmeier und Kiedmeier. Wir sind aus Deutschland und haben in der Hamburger Zeitung gelesen, daß Ihr Eure Tochter verloren habt. Wir wollen sie suchen. Da sagte der König: Na, wenn das ist, das ist was anders, dann wollen wir gute Freunde sein, und ihr sollt zuerst etwas essen, denn ihr müßt hungrig sein. Der Weg von Deutschland hierher ist weit. Darauf ließ er ihnen eine gute Mahlzeit zurecht machen, dicken Reis, Weizen-Klöse mit Korinthen, gebratene Affen und Mohrenkinder. Was es eigentlich war, das wußten sie nicht, es schmeckte aber ganz gut. Als sie satt waren, sagte der König zu ihnen: Wenn ihr mir nun meine Dirne wieder bringt, so sollt ihr das halbe Königreich haben. Kiedmeier aber stieg auf dem König seinen Sommerpalast, der sehr hoch war und sah sich ein wenig die Welt an und rief ganz vergnügt:

Ich hoffe zu finden, ich hoffe zu finden. Sogleich ließ Kaufmeier sich einen Paß vom König geben und nahm seine drei Brüder auf den Buckel und lief mit ihnen viele Meilen, bis an das Ende von Afrika. Als sie dort ankamen, hing die Prinzessin hoch in der Luft an der Spitze eines gewaltigen Palmbaumes, der aber ganz krumm war und weit in das Weltmeer gebeugt stand. Kieckmeier sah sogleich, daß die Prinzessin dort in eine Wachs puppe verzaubert war und an einen seidnen Faden baumelte. Da stieg Fressmeier auf den Baum, schnitt den Draht ab und ließ die Prinzessin in das Weltmeer fallen, Sausmeier aber trank das Weltmeer in der Schnelligkeit aus, und Kaufmeier sprang in den Abgrund und kriegte die Wachs puppe zu packen, und als er mit ihr an das Land kam, war es eine wunderschöne lebendige Prinzessin. Die vier Meiers aber brachten die Dirne ihrem Vater zurück. Da war in der Hauptstadt und im ganzen Reiche lauter Vergnügen und der König sagte: Nun wollen wir aber auch einmal essen und trinken, aber ihr dürft mir nichts stehen lassen! Denn so war dort in Afrika die Mode, und sie meinten es auch ehrlich. Da wurde aber so entsetzlich viel zurecht gemacht, gefocht und gebraten, daß er gewiß dachte sie würden es nicht vertilgen. Als die andern längst satt waren, fing Fressmeier erst recht an und verzehrte Alles bis auf den letzten Bissen, Sausmeier aber trank das Bier, den Wein, den Rum und den Brantwein bis auf den letzten Tropfen. Und der König hielt nun auch ganz getreu sein Wort. Er gab ihnen so viel Geld, als sein halbes Königreich werth war, und auch die Prinzessin, die Kaiserin von Deutschland werden wollte. Und damit reisten sie ab. Den ersten Abend kamen sie auf den Berg, wo ich noch immer in der Hede saß und wo sie mir ihre Geschichte erzählten. Dort machten sie auch ein schönes Zelt für die Prinzessin und ihre Kammerjungfer und blieben die Nacht. Der König konnte sich aber nicht in den Verlust der Tochter schicken und fühlte große Reue, daß er sie fortgegeben hatte. So rief er all seine schwarzen Soldaten zusammen auf die Beine und befahl ihnen, die deutschen Kerls einzuholen oder doch die Prinzessin wieder wegzunehmen. Am andern Morgen war Kieckmeier zuerst auf und als er den Berg hinunter sah, war schon die schwarze Armee im Anmarsch. Er konnte wohl denken, was das zu bedeuten habe und weckte seine Brüder, die sich nunmehr für verloren hielten und heulend und klagend an mein



Bett kamen, um zu fragen, ob ich ihnen helfen könne. Hol der Teufel, sag ich, die schwarzen Hallunken sollen euch nichts thun, die Mohren haben mich bei Marokko kennen gelernt und halten mich für den Teufel. Damit heiß' ich sie, sich zurückziehen und stelle mich vorn auf den Berg, an dem jetzt wohl an die dreimalhunderttausend Mann heranrabbeln. Und kaum haben mich die Heiden erblickt, da laufen sie allzusammen mit der Armee auseinander und rufen: „Jesus, Maria, Joseph, da ist auch der Peter Wehnte aus Hamburg!“ Und dann reisten wir all zusammen auf dem Landwege über Constantinopel nach Hause. Die Prinzessin und die Kammerjungfer haben wir unterwegs für theuer Geld an einen Türken verkauft. Ich und die vier Meiers, wir sind aber mit dem Gelde glücklich nach Hamburg gekommen.





Pastor. Aber gute Frau, wenn Sie sich so anstellen und weinen um Ihren Kater, was wollen Sie dann erst thun, wenn Ihr Mann oder eins Ihrer Kinder sterben sollte?

Frau. Ach Herr Pastor, de krieg ick ja in't annere Leben veel schöner wedder to sehn, aber mien Kater den seh ick nimmermehr!

„So! Gut Nacht,  
Biera Michel! Wenn i  
Durst hob, weck er mich  
eben!“

— Jo! Wie kann i  
denn wissen, wenn der  
Herr Unterosenzier  
Durst hoben? —

„Giel! I hob immer  
Durst, wenn er mich  
weckt!“



„Aber ums Himmels  
Willen warum tritt er  
denn nicht den Blase-  
balg?“

— Der neue Herr  
Schulmeister wird mich  
doch nicht lehren wollen  
wie viel Wind zum  
„Credo“ gehört! —

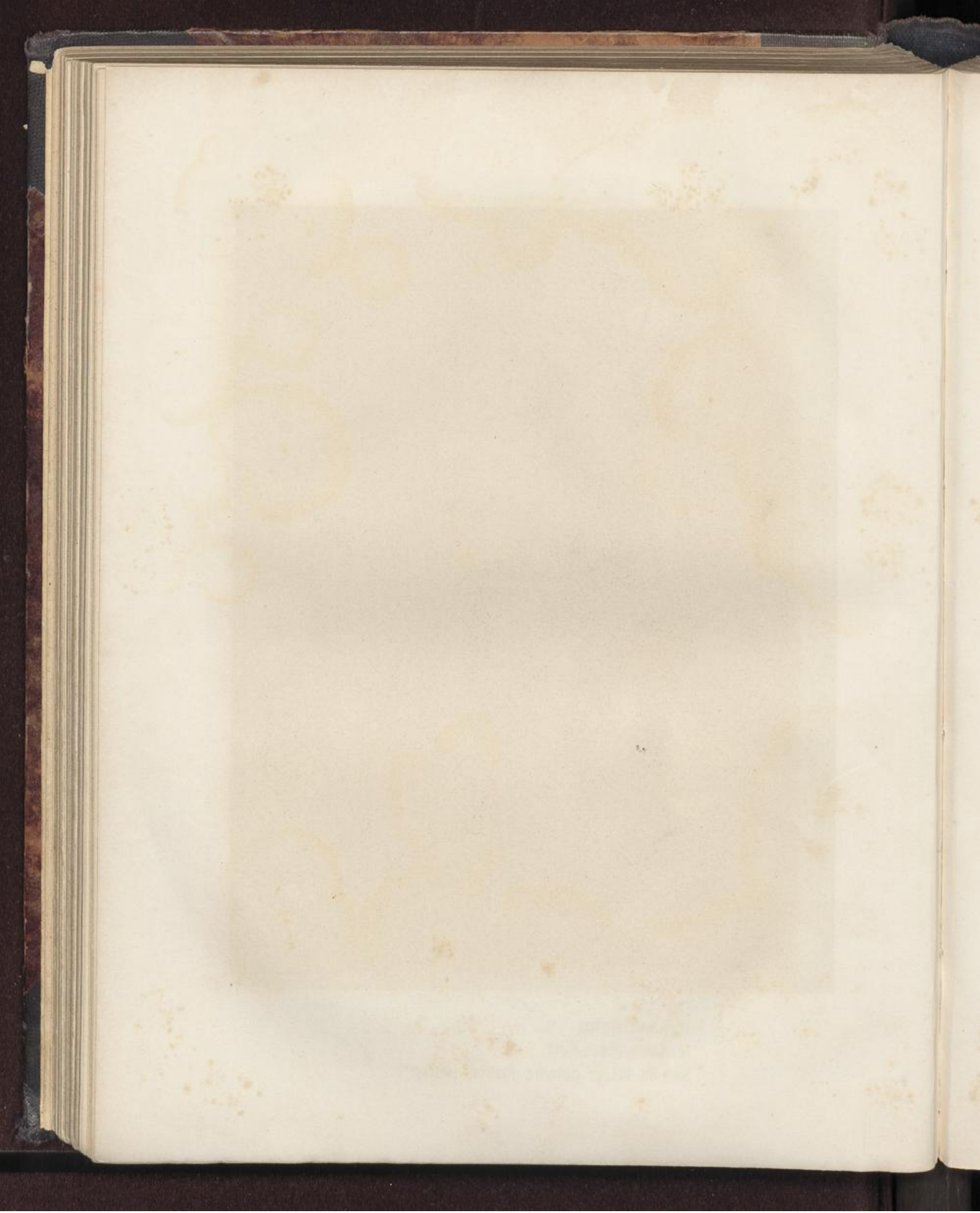


Lith. Jnsz. v. Levy Elken, Bäumer & C<sup>o</sup> (vormals Arnz & C<sup>o</sup>) in Düsseldorf.

Er., Luna lächelt! Sie., Wer lacht?

Er., Luna, liebes Kind.

Sie., Ah, lat de dumme Person lachen!

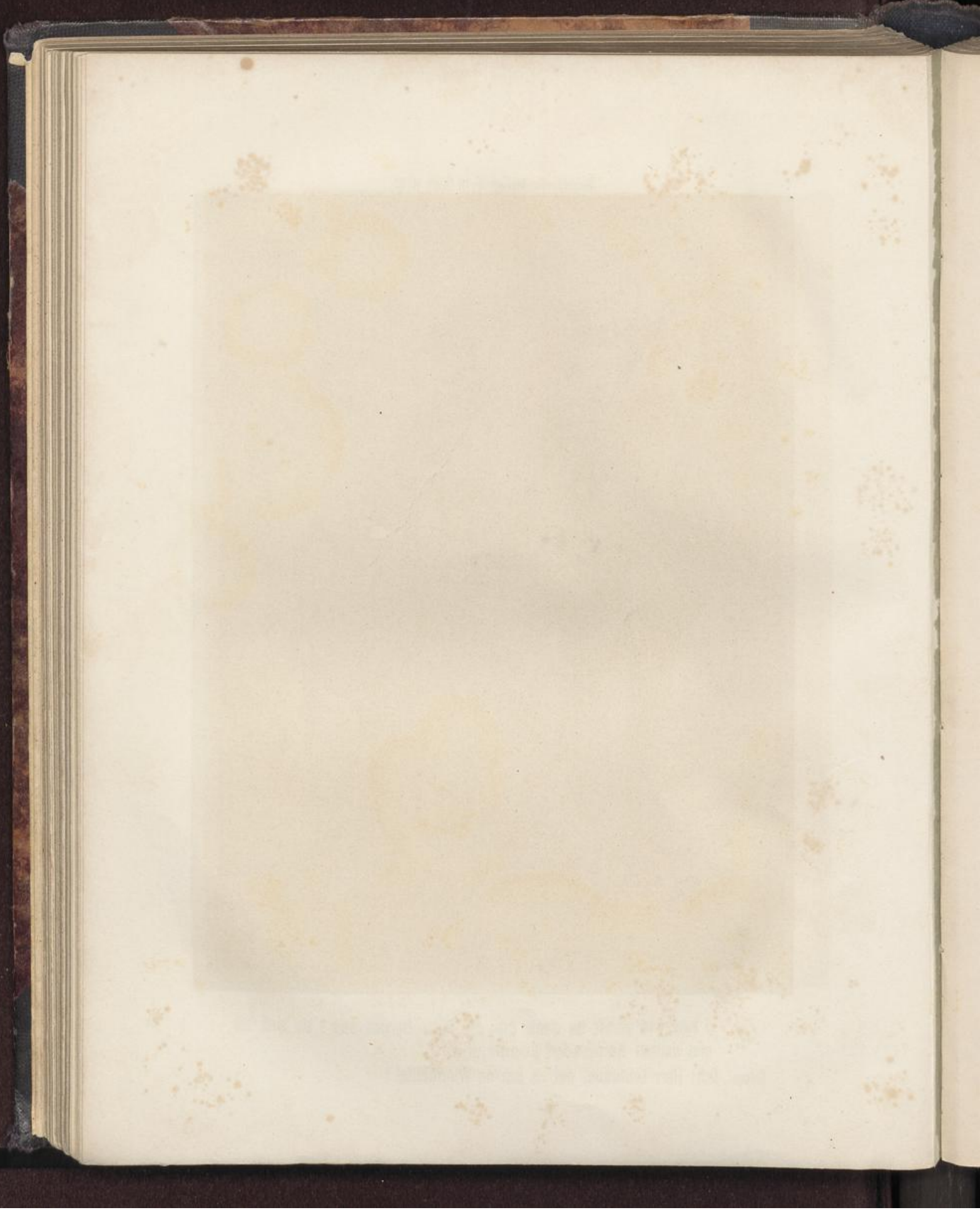




lith. Jnst. v. Levy Elkan, Bäumer & C<sup>o</sup> (vormals Arriz & C<sup>o</sup>) in Düsseldorf

Lieutn: J Kerl, wie siehst du denn um die Füße herum aus ? da sieh dir mal deinen Kameraden Reinmann an !

Soldat: Och! Herr Leütnant, dat es och 'ne Windbeutel !

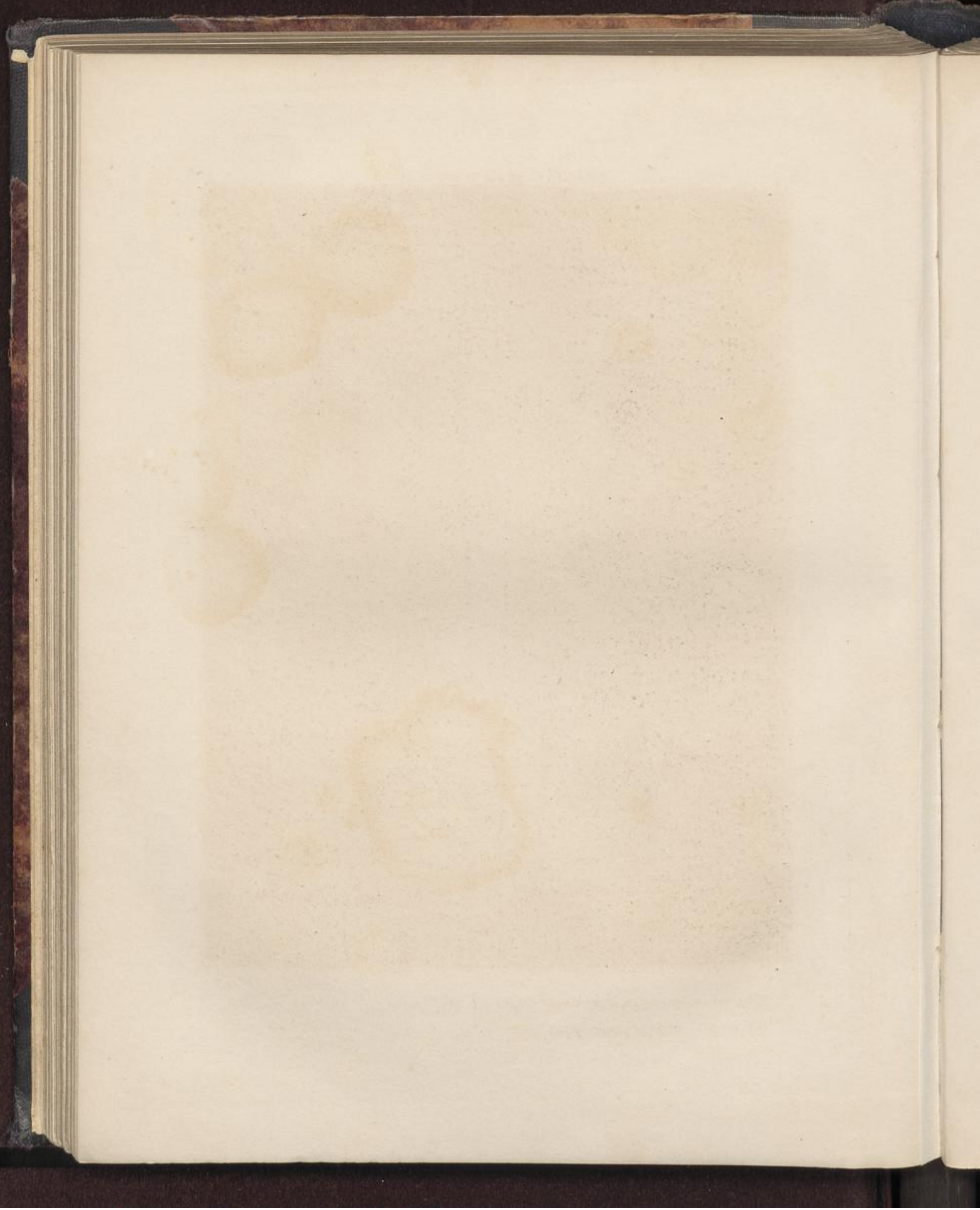




Lith. Jost v. Levy Elkan, Bäumler & Co. (vormals Arnz & Co.) in Düsseldorf.

Mann u. Frau. — Zu Hülfe !! Diebe ! Mörder ! Zu Hülfe !! —

Dieb. Entschuldigen Se, schreien Se doch nicht so. — Jch wollte man blos dat Zimmer besehen, wat Se zu vermietthen haben. —

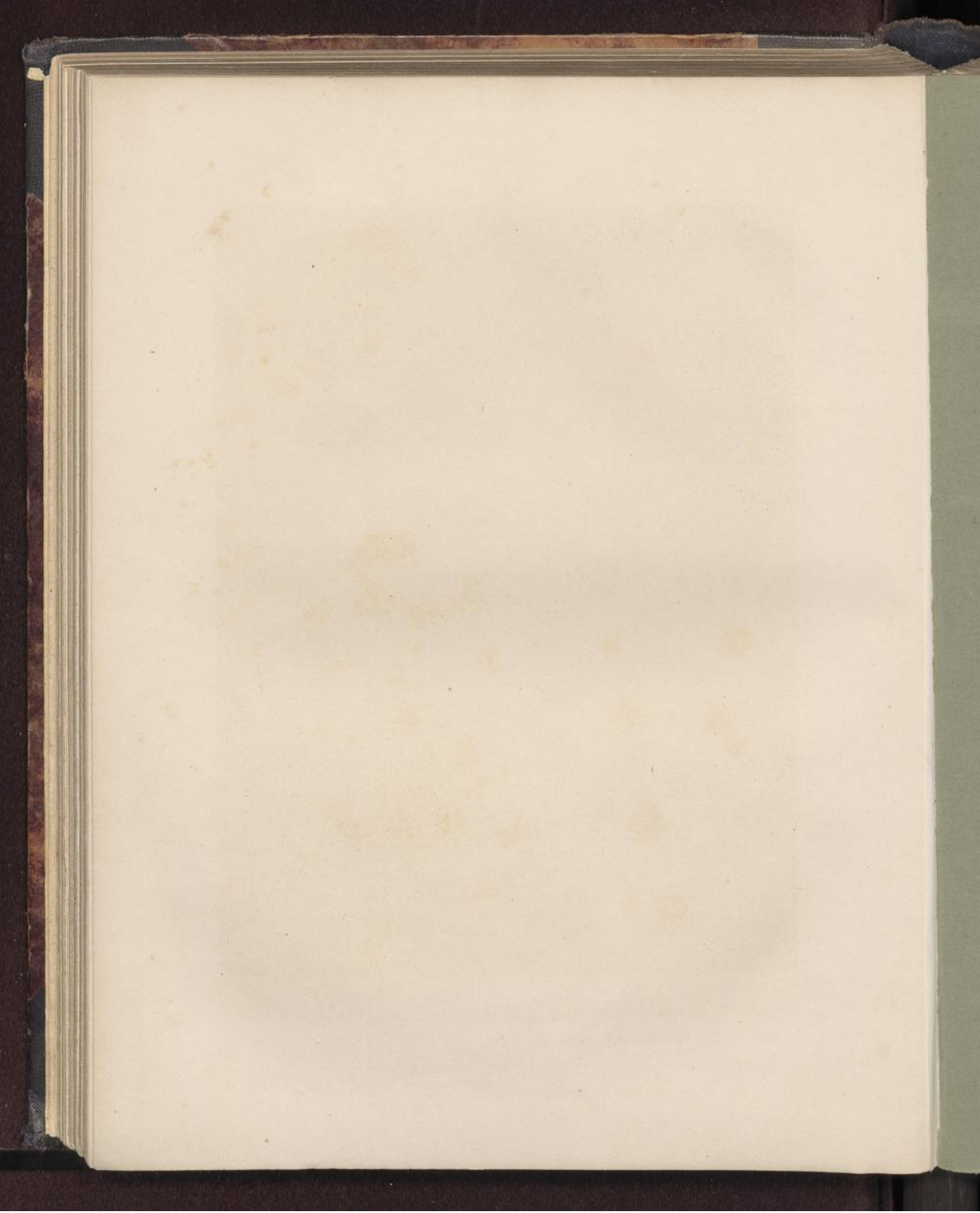


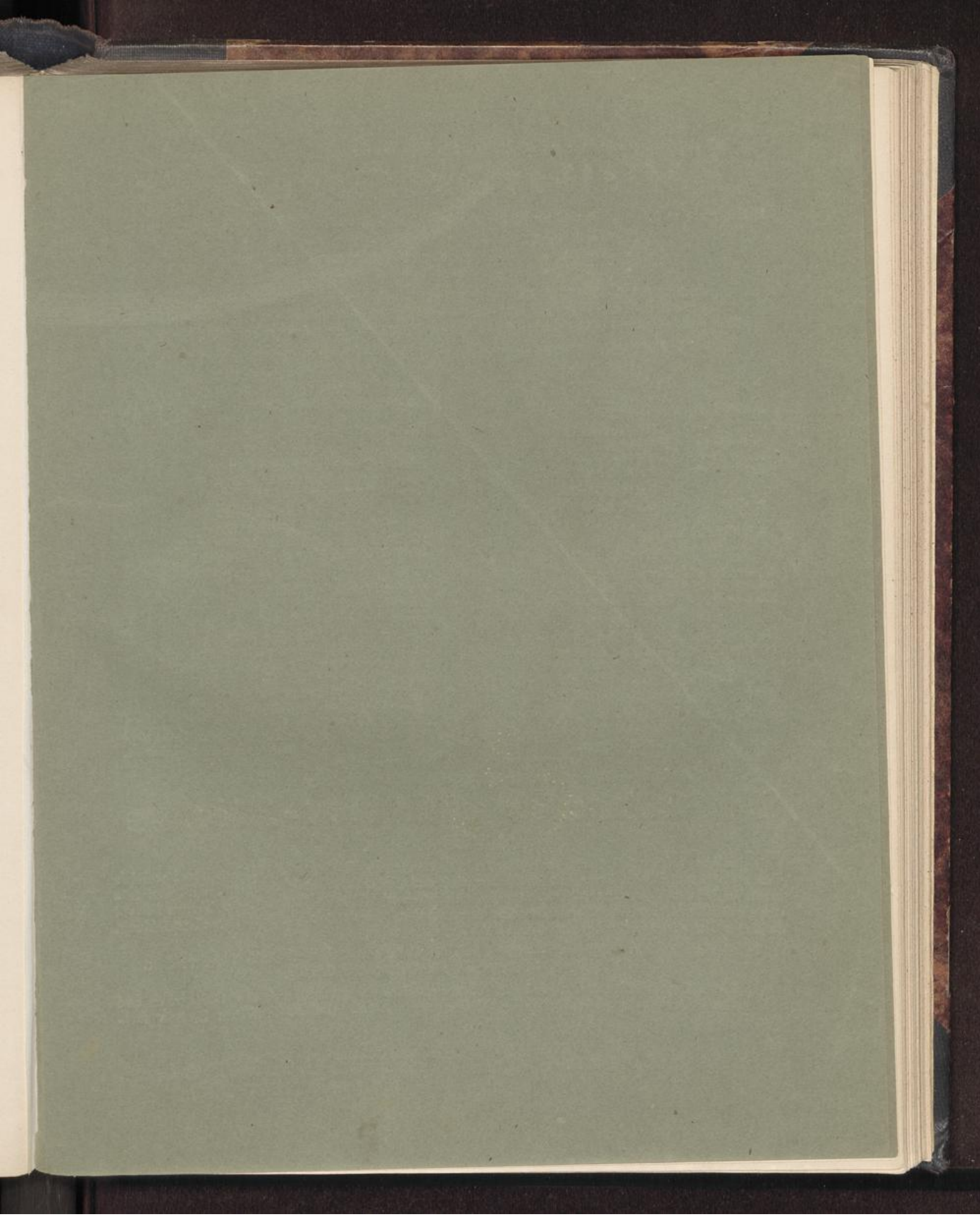




Lith. Inst. v. Levy Elkan, Bäumer & C<sup>o</sup> (vormals Arnz & C<sup>o</sup>) in Düsseldorf.

Aber, um's Himmelswillen, lieber Heinrich, wie kannst du nur bei die Hitze mit einem **schwarzen** Hund ausgehn !!!





Nachstehend erlauben wir uns die früheren Jahrgänge unserer

## Düsseldorfer Monatshefte

in Erinnerung zu bringen. Es sind bis jetzt erschienen und zu beigesetzten Preisen einzeln zu beziehen:

Der I.—III. Band, Jahrgang 1848—50 à Thlr. 6. 10 Sgr. Thlr. 19.
„ IV.—VII. „ „ 1851—54 à „ 4. 15 „ „ 18.
„ VIII.—XI. „ „ 1855—58 à „ 6. — „ „ 21.

Demnach kosten die sämmtlichen Jahrgänge Thlr. 61 — und haben wir zur Erleichterung der Anschaffung jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes in den Stand gesetzt, das ganze Werk complet bezogen zu einem ermässigten Preise verabfolgen zu lassen. Einzelne Lithographien werden zu 7½ Sgr. abgegeben.

### Inhalt der Lithographien des II. Bandes, Jahrgang 1849.

#### Erstes Heft.

1. Deutschland im Jahre 1847.
2. Deutschland im Jahre 1848.
3. Ach Herrjes, mein Mann.

#### Zweites Heft.

4. Scene aus dem Paradies.
5. Die Puppe ist ausgekrochen.
6. Oesterreichs Adler in den letzten Zügen liegend.

#### Drittes Heft.

7. Gedenkblatt an den 6. August 1848.
8. Märzbiere.
9. Wahlumtriebe.

#### Viertes Heft.

10. Arretiren Sie diese Person.
11. Die Kölsche Fonke im Jahre 1848.
12. Wie sich die Zeiten ändern.

#### Fünftes Heft.

13. Nehme Sie nur ja Abschied, gnädiger Herr.
14. Herr Hauptmann, ich han sechs rohde Republikaner arretirt.
15. Still Kinder, der Vater möchte gern Minister werden.

#### Sechstes Heft.

16. Das grosse Insiegel des deutschen Reichs.
17. Frankfurter Christbescheerung.
18. Sind das Düsseldorfer Demokraten?

#### Siebentes Heft.

19. Welche klare Ansicht. Ein treffliches Glas.
20. Nun meine Herren, kaufe Sie mir 'ne Nationalver-sammlung ab.

21. Der octroyrte Gatte.

#### Achtes Heft.

22. Der Rekrut in der ersten Attaque.
23. Prost altes Kameel; hierbleiben.
24. Die Pressgesetze im März 1849.

#### Neuntes Heft.

25. Aprilkomödie des Jahres 1849.
26. Es erfrechen sich junge Leute u. s. w.
27. Wat heulste, kleiner Hampelmann.

#### Zehntes Heft.

28. Die letzte freie Wahl.
29. Freiwillige Anleihe.
30. Kälteste aller Junonen.

#### Eilftes Heft.

31. Ein spezifischer Mitgottfürkönigundvaterländer.
32. Rundgemälde von Europa im Jahre 1849.
33. Lampenputzerpolitik.

#### Zwölftes Heft.

34. Süsse Rückerinnerungen.
35. Herein, meine Herren.
36. Wollen Sie sich nicht gefälligst der Einigung Deutschlands anschliessen.

In demselben Verlage wird demnächst der zehnte Jahrgang des

## Düsseldorfer Künstler-Albums

pro 1860 erscheinen.

Dieser zehnte Jahrgang, redigirt von Dr. *Wolfgang Müller* von Königswinter, welcher dies anerkannte Unternehmen mit ins Leben rief und die ersten Bände redigirte, wird den früheren in keiner Weise nachstehen, sondern sich in einer würdigen Haltung, des Textes sowohl wie die der Kunsterzeugnisse, anschliessen. Wir enthalten uns deshalb jeder weiteren Empfehlung, da dieser Jahrgang besonders für sich selbst sprechen wird.

Preis geh. 3 Thlr. 22½ Sgr. — Eleg. geb. in Callico mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Sgr.  
Eleg. geb. in Maroquin mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die früher erschienenen 9 Jahrgänge, welche für den Kunstfreund des Gediegenen und Schönen so Manches in gleichbleibender Vollendung enthält, sind zu denselben Preisen fortwährend zu beziehen.

DÜSSELDORF, Juli 1859.

LEVY ELKAN, BÄUMER & COMP.  
(vormals ARNZ & COMP.)